This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

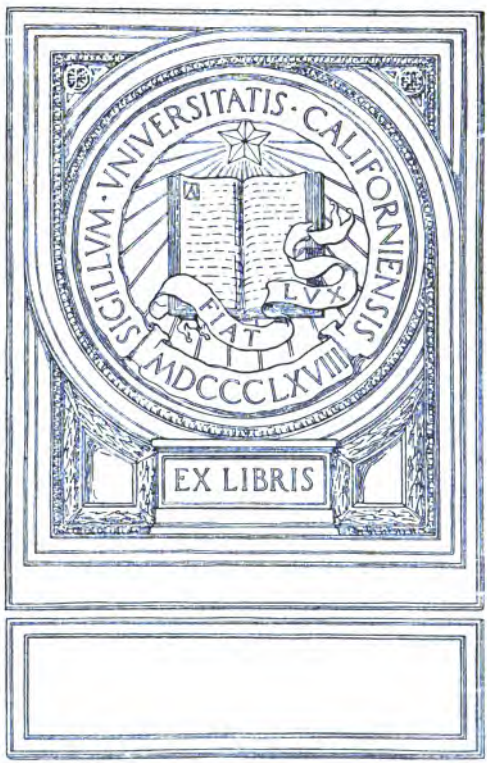
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 164 754

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Marie Conrad-Ramlo.

Passionsblumen.

Novellenbuch

von

Marie Conrad-Ramlo.

Mit dem Porträt der Verfasserin in Lichtdruck.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1891.

PRESERVATION
COPY ADDED
MF 6/90

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

BURDACH

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Meinen Töchtern Resi und Evi

gewidmet.

PT2605
C045P3
1891

Begleitwort.

Ich sende Euch dieses Buch, meine geliebten Kinder. Jetzt sollt Ihr es noch nicht lesen, denn Ihr würdet es nicht verstehen.

Wenn Ihr erwachsen seid, werdet Ihr erst begreifen, was ich mit diesen Blättern sagen wollte.

In anderer Weise kann ich jetzt nicht mit Euch sprechen.

München, September 1890.

Marie Conrad-Ramlo.

M344088

Inhalt.

	Seite
Seelenverwandt	1
Warum?	35
Mimis Weihnachtsabend	227
Hochzeitstag	249

Seelenverwandt.

Wien rüstet seinen Christabend. Die Schneeflocken wirbeln durcheinander. Alles läuft und rennt in den Straßen der inneren Stadt. Die Leute stoßen sich auf den Trottoirs, ohne ein Wort oder einen Blick der Entschuldigung — so groß ist die Eile. Alle sind beladen mit großen und kleinen Paketen, Körben, Schachteln. Es dämmert schon, man will schleunigst nach Hause kommen. —

Da gehen ein paar hübsche, frische Buben, blond und blauäugig, Hand in Hand am Graben hin; hinterdrein patscht an der Hand der Bonne ein kleines Mädel mit dicken, drolligen Füßchen. Die Buben reden aufgeregt und lebhaft mit einander, sich zuweilen loslassend und mit den Händen gestikulirend.

Hermann, der ältere, schreit beinahe: „Mein Christkindbrief war schöner geschrieben als der Deine, die Mama hat's gesagt, deshalb bekomme ich mehr als Du!"

Erwin schreit ebenso: „Ich bekomme auch alles,

Seelenverwandt.

Wien rüſtet ſeinen Chriſtabend. Die Schneeflocken wirbeln durcheinander. Alles läuft und rennt in den Straßen der inneren Stadt. Die Leute ſtoßen ſich auf den Trottoirs, ohne ein Wort oder einen Blick der Entſchuldigung — ſo groß iſt die Eile. Alle ſind beladen mit großen und kleinen Paketen, Körben, Schachteln. Es dämmert ſchon, man will ſchleunigſt nach Hauſe kommen. —

Da gehen ein paar hübſche, friſche Buben, blond und blauäugig, Hand in Hand am Graben hin; hinterdrein patſcht an der Hand der Bonne ein kleines Mädel mit dicken, drolligen Füßchen. Die Buben reden aufgeregt und lebhaft mit einander, ſich zuweilen loslaſſend und mit den Händen geſtikulirend.

Hermann, der ältere, ſchreit beinahe: „Mein Chriſtkindbrief war ſchöner geſchrieben als der Deine, die Mama hat's geſagt, deshalb bekomme ich mehr als Du!"

Erwin ſchreit ebenſo: „Ich bekomme auch alles,

was in dem Brief steht, der meine war richtiger geschrieben, hat die Mama gesagt!"

Hermann wendet sich ein wenig um und kauderwelscht die Bonne an: „N'est-ce pas mademoiselle, ich bekomme ein wirkliches großes Wiegenpferd?"

Mademoiselle hört nicht, sondern blickt geistesabwesend in der Straße umher.

Erwin sieht nachdenklich vor sich hin. „Ein wirkliches Pferd!" sagt er langsam, „Du meinst ein lebendiges?"

„Ach nein," lachte dieser; „Du bist dumm, ich meine eines mit wirklichen Haaren!"

Die kleine Emmi zieht an der Hand der Bonne nach vorwärts zu den Brüdern hin, sie will ja auch mitreden. Jetzt erhebt sie ihr rot gefrorenes Näschen und kreischt kindlich: „Aber auf dem Pferd darf ich auch reiten!"

„Ach," lachen die Buben altklug, „Du bist ja ein Mädel, Du fällst herunter."

„Ja," sagte Emmi weinerlich, „man muß mich halten, Mademoiselle muß mich halten."

Die Gedanken und die Augen der Bonne kehrten nun langsam zu den Kindern zurück.

„Oui, ma petite, mais soyez tranquilles maintenant, — il faut être sage — mama est fâchée."

Richtig, es fällt ihnen nun wieder ein, mama est fâchée, sie hat sie eigens fortgeschickt, damit sie ruhig werden sollten; sie rasten in der Wohnung herum „wie besessen", dann klopften sie wieder an die Thüre des Salons, und Mama putzte doch da drinnen den Weihnachtsbaum; dann riefen sie durch das Schlüsselloch, ob es denn noch nicht bald Abend sei, wie lange das wohl noch dauern könne? Mama wurde schließlich ungeduldig und schickte die Bonne mit den Kindern fort.

„In der frischen Luft wird sich ihre Ungeduld, ihre Aufregung legen, und dann vergeht ihnen auch die Zeit schneller."

Und jetzt stehen sie schon wieder vor ihrem Hause; es ist auch die höchste Zeit, es dämmert schon sehr stark.

Hermann und Erwin poltern voran die Treppe hinauf. Sie waren noch nicht ganz bei der ersten Etage angekommen, da fühlt sich Hermann nach rückwärts gezogen. Zornig dreht er sich um und bleibt stehen.

Mademoiselle hat ihn beim Rockzipfel gepackt und deutet mit der andern Hand nach einer Wohnungsthüre, indem sie nachdrücklich „Pst!" macht. Die beiden Knaben sehen nach der Thür, buchstabiren die Inschrift auf dem messingenen Thürschildchen: „Frau von Saint'

Estèphe, Generals-Witwe"; sehen sich gegenseitig an, nicken und sagen leise: „Ach so!" und gehen auf den Zehenspitzen bis zum zweiten Stock hinauf ganz still.

Sie kennen ja die Frau da drinnen mit dem strengen Gesicht und dem glatt gescheitelten schwarzen Haar, sie hörten ja von dem Schrecklichen, aber begriffen es nicht.

Da drinnen war es traurig, tief traurig. Frau von St. Estèphe ging lautlos auf dem weichen Smyrnateppich umher, bleich, mit roten trockenen Augen vor sich hinsehend, geisterhaft, als verfolge sie etwas wie einen Schatten mit ihrem Blick. Die Hängelampe war mit grünem, geblumtem Schleier verhängt, auf dem Tisch stand ein elegantes Teeservice, die Tassen vollgeschenkt — unberührt. Alles atmete Wohlbehagen und trauliche Wärme, nur die schwarze Kleidung der beiden Frauengestalten verriet, daß hier die Trauer, der Tod eingekehrt war. Vor vier Tagen strotzte er noch von Gesundheit und Kraft, der jugendliche Offizier, der einzige Sohn der Witwe, und seit zwei Tagen wölbt sich der blumenbedeckte Grabeshügel über ihn. — — —

Frau von St. Estèphe blieb plötzlich stehen.

„Dorothea!" kam es wie ein Schrei aus ihrem Munde.

Das junge Mädchen, das auf dem Sofa saß und in das Taschentuch schluchzte, sah mit trüben Augen zu der Frau hin.

„Mutter!“ flüsterte sie leise.

„Eben glaubte ich ihn zu sehen, — hier — bei seinen Büchern,“ sagte diese atemlos, — „neben dem Schaukelstuhl, auf dem er so gern saß,“ und sie deutete nach der bezeichneten Stelle, immer noch starr hinsehend.

Dorothea weinte laut auf: „Ach, Mutter, Mutter, wir sehen ihn nie wieder, nie wieder; kannst Du es denn fassen, kannst Du denn das Leben noch ertragen, nachdem er fort ist? Mir ist, als ertrüge ich es nicht, als sollte ich ihm folgen.“

Verzweiflungsvoll warf sie die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme.

Da preßte Frau von St. Estèphe die kalten Hände krampfhaft zusammen und sagte leise, langsam: „Ob ich das Leben ertrage, fragst Du! Ich muß. Ich bin eine Christin. Sollte ich Hand an mich legen? Selbstmörder gehen nicht ein ins ewige Leben. Ich werde ihn dort lieben dürfen, wie es mir hier nicht mehr vergönnt ist, ich werde ihn dort sehen dürfen, ewig, ewig, aber ich muß warten, muß aushalten, bis mich Gott selbst abruft, dann werde ich mich aber freuen, freuen, ach!“

Sie atmete tief auf, dann kam es wie ein Thränenkrampf über sie, mit erstickter Stimme rief sie hinaus: „Ach, so wie eine Mutter liebt niemand, so wie eine Mutter kann niemand leiden.“ Und sie sank an der Stelle, wo sie ihres Sohnes Schatten vorhin zu sehen glaubte, in die Kniee.

Es war lange still im Zimmer, nur Schluchzen hörbar. Nach einer Weile stand Frau von St. Estèphe auf, ging leise über den Teppich zu Dorothea, ihres toten Sohnes Braut, blieb stehen und betrachtete sie. Die Gestalt von schlanker Ueppigkeit, das rötlich schimmernde Haar, das Entzücken Lothars, der pfirsichsammetne Teint, alles reizvoll, unbeschreiblich anmutig! Wie hatte sie seit Jahren eine solche Tochter ersehnt! Ein solches Weib für ihren abgöttisch geliebten Sohn! Er sollte seine Lebensgefährtin wählen, frei, ohne irgend einen Zwang, wo und wie er wollte. Nur mußte die Erwählte ihn lieben, so abgöttisch lieben, wie die Mutter selbst ihn liebte; wenn sie ihn nicht so liebte, ihn nicht verstünde — das würde sie wahnsinnig machen. Und immer drang sie in ihn, sich eine Familie zu gründen, und dann — — Großmutter sein, das galt der seltsamen Frau als die Krone des Lebens. Noch war sie gesund, kräftig, erst achtunddvierzig alt, aber dann — wenn das Alter kommt mit seinem

Frost, seiner Einsamkeit, dann sollten ihre dankbaren Enkel Wärme und Leben ins Haus bringen, und daß sie dankbar wären, dafür wollte sie schon sorgen!

Die Frau, die sich in ihrer Liebe zu ihrem Sohn nie genug thun konnte, die immer und immer vergebens versuchte, ihrem Muttergefühl in Worten und Thaten Ausdruck zu verleihen, nie aber den fand, der dieses Gefühl erschöpfend zeigte, glaubte nun in der Großmutterschaft einen Ausweg gefunden zu haben für ihr überschwengliches Empfinden! Großmutter sein! Wie hatte sie sich das ausgemalt! Der Gedanke, daß ihr Sohn, da er nun selbständig war, seine Interessen außer dem Elternhause nach vielen Seiten hin verzettelte, war ihr dann nicht mehr so schrecklich, wenn sich auch die Mutterliebe, seit er erwachsen war, oft klein und bescheiden und schmerzhaft in die Enge drücken mußte. Aber dann — wenn die Enkel kommen, da darf sie sich wieder in breiten, vollen Strömen ergießen! Das ist das höchste, reinste Glück einer alternden Frau!

Vorbei, alles, alles vorbei!

Sie starrte noch immer zu dem Mädchen hin und griff dann, wie sich besinnend, nach dem Kopf.

Plötzlich ging sie hastig nahe zu Dorothea hin, faßte sie bei den Armen und küßte sie leidenschaftlich aufs Haar.

„Nicht wahr, hierher hat er Dich geküßt, und hier und hier!“

Und sie drückte ihre Lippen auf Dorotheas Augen, Wangen und Hals. Dann betrachtete sie sie wieder. Wie oft hatte sich Lothar in diesen Anblick versenkt! Ja, es ist ein liebes, zauberisches Frauenbild, sie muß allen gefallen. Allen? Nein, nein, das ist ein fürchterlicher Gedanke, es schauderte sie. Nach Lothar, dem Unersetzlichen, ein anderer? Das darf nicht sein, nie, nie!

Sie faßte erregt Dorotheas Hand, fanatisch glühten ihre rot geränderten Augen, und sagte mit starker, vibrirender Stimme wie beschwörend: „Dorothea, Du bleibst die Braut meines armen, toten Sohnes! Dich hat er erwählt unter den Tausenden von Frauen, die Dich beneideten, Du allein solltest ihm angehören fürs Leben! Dorothea, willst Du Dein Versprechen halten? Keines Andern Weib! Ihm allein!“

Das Mädchen sah sie schmerzlich an und sagte mit leisem Vorwurf in der Stimme: „Mutter, wie kommst Du auf solche Gedanken! Ich jemals eines Andern Weib! Nie, Mutter, nie. All mein Trost, mein Glück soll sein Andenken sein, ich suche und will sonst nichts mehr auf der Welt.“

„Ja, ja, ich wußte es, verzeihe mir.“

Die Mutter streichelte innig Dorotheas Hand, benetzte sie mit ihren heißen Thränen: „Nicht wahr, mein Kind, wir wollen sein Andenken heilig halten; in jeder Weihnachtswoche wollen wir die stillen Abende beisammen sein, um sein Gedächtnis zu feiern. Du bist ja alles, was mir von ihm geblieben ist, Du bist ein Stück von ihm, er hat seine große Seele in Dich gesenkt!"

Dorothea nickte, der Schmerz krampfte ihr die Brust zusammen, sie konnte nicht sprechen vor namenlosem Weh.

Das Antlitz der Mutter war allmälich ruhiger geworden. Sie wollten beide einzig in der Erinnerung an ihn leben. Der Gedanke verklärte ihren Schmerz. Dorothea hatte sich müde ans Fenster geschleppt und blickte horchend durch die Scheiben in den geisterhaften Flockentanz.

Geläute vom Stephansdom. Weihnachtsglocken, Totenglocken. Sie schlich zum Sofa zurück.

Frau von St. Estèphe ging leise zu einem Schrank in der Ecke, nahm einen neuen Offizierssäbel heraus und legte ihn auf den Tisch vor dem Sofa, dann holte sie vom Bücherregal eine gestickte Mappe mit wertvollen Kupferstichen und mehrere Prachtbände herbei, legte alles auf den Tisch, auch eine elegante

Jagdtasche und noch viele Gegenstände zu allerlei Sport.

Erstaunt sah Dorothea zu, endlich fragte sie: „Was thust Du da?“

„Das sind die Kleinigkeiten,“ sagte die Mutter ruhig, „die ich meinem Lothar zu Weihnachten zugedacht hatte, es war alles schon besorgt — das Verhängnis kam ja so plötzlich, so unvorhergesehen — und so wollen wir Weihnachten feiern, er muß dabei sein, hier sitzt er.“

Sie deutete auf einen Stuhl an ihrer Seite.

Dorothea sah traurig und unbeweglich auf den Tisch vor sich hin, die Augen brannten sie, und es war, als sähe sie durch den Thränenschleier ein traumhaftes Bild: Ihren Lothar, wie er sie umschwärmte mit Worten und Blicken, weltgewandt und doch so stolz, ein glänzender, schöner Offizier, und doch so ohne Eitelkeit, groß und wahr!

Wie er sie als seine Braut in seiner Mutter Arme führte, die sie mit leidenschaftlichem Entzücken aufnahm, weil sie ihres Sohnes Liebstes war! Dann sah sie das entsetzliche Bild, wie er vom scheuen Pferde stürzte, mit einer tiefen Wunde am Kopfe ins Haus gebracht wurde, wo er starb, ohne wieder zum Bewußtsein zu kommen. „Ich will rasch sterben, wenn es sein muß!“

ſagte er früher einmal, „nur kein Siechbett!“ und ſo geſchah es — dieſer Wunſch, wie ſo viele ſeines Lebens, wurde erfüllt. Nun iſt er dort, wo alles Grauen und Moder iſt. — —

Es war totenſtill im Zimmer. Dorotheas Phantaſie war erhitzt durch das Entſetzen, den Schmerz der letzten Tage, durch Weinen und Nachtwachen, ſtarr blickten ihre Augen, da — da wiſchte eine Hand wie liebkoſend über die Weihnachtsgaben, — ihr Atem ſtockte, — eine bleiche Hand. Iſt es die Lothars? Schaudernd fuhr Dorothea auf.

Frau von St. Eſtèphe, die eben mit ihrer Hand zärtlich ſtreichelnd ihre Liebesſpenden betaſtete, ſah ſie verwundert an: „Was haſt Du? Du machſt ein Geſicht, ſo entſetzt; fürchteſt Du Dich?“

„Ja,“ preßte Dorothea ängſtlich hervor, indem ſie einen ſcheuen Blick durch das Zimmer warf, „es iſt ſo ſtill hier, ich fürchte mich.“

„Vor wem?“ fragte Frau von St. Eſtèphe ſtreng, beinahe ſpöttiſch, „vor ihm? Ach, mein Kind, das iſt nicht möglich. Du haſt ihn geliebt und fürchteſt Dich? Ich wollt', ich ſähe ihn jetzt, in welcher Geſtalt es auch ſei, ich wäre glücklich!“

Ein Grauen überflog Dorothea.

„Ich muß heim,“ ſagte ſie raſch mit bebenden

„Nicht wahr, hierher hat er Dich geküßt, und hier und hier!“

Und sie drückte ihre Lippen auf Dorotheas Augen, Wangen und Hals. Dann betrachtete sie sie wieder. Wie oft hatte sich Lothar in diesen Anblick versenkt! Ja, es ist ein liebes, zauberisches Frauenbild, sie muß allen gefallen. Allen? Nein, nein, das ist ein fürchterlicher Gedanke, es schauderte sie. Nach Lothar, dem Unersetzlichen, ein anderer? Das darf nicht sein, nie, nie!

Sie faßte erregt Dorotheas Hand, fanatisch glühten ihre rot geränderten Augen, und sagte mit starker, vibrirender Stimme wie beschwörend: „Dorothea, Du bleibst die Braut meines armen, toten Sohnes! Dich hat er erwählt unter den Tausenden von Frauen, die Dich beneideten, Du allein solltest ihm angehören fürs Leben! Dorothea, willst Du Dein Versprechen halten? Keines Andern Weib! Ihm allein!“

Das Mädchen sah sie schmerzlich an und sagte mit leisem Vorwurf in der Stimme: „Mutter, wie kommst Du auf solche Gedanken! Ich jemals eines Andern Weib! Nie, Mutter, nie. All mein Trost, mein Glück soll sein Andenken sein, ich suche und will sonst nichts mehr auf der Welt.“

„Ja, ja, ich wußte es, verzeihe mir.“

Die Mutter streichelte innig Dorotheas Hand, benetzte sie mit ihren heißen Thränen: „Nicht wahr, mein Kind, wir wollen sein Andenken heilig halten; in jeder Weihnachtswoche wollen wir die stillen Abende beisammen sein, um sein Gedächtnis zu feiern. Du bist ja alles, was mir von ihm geblieben ist, Du bist ein Stück von ihm, er hat seine große Seele in Dich gesenkt!"

Dorothea nickte, der Schmerz krampfte ihr die Brust zusammen, sie konnte nicht sprechen vor namenlosem Weh.

Das Antlitz der Mutter war allmälich ruhiger geworden. Sie wollten beide einzig in der Erinnerung an ihn leben. Der Gedanke verklärte ihren Schmerz. Dorothea hatte sich müde ans Fenster geschleppt und blickte horchend durch die Scheiben in den geisterhaften Flockentanz.

Geläute vom Stephansdom. Weihnachtsglocken, Totenglocken. Sie schlich zum Sofa zurück.

Frau von St. Estèphe ging leise zu einem Schrank in der Ecke, nahm einen neuen Offizierssäbel heraus und legte ihn auf den Tisch vor dem Sofa, dann holte sie vom Bücherregal eine gestickte Mappe mit wertvollen Kupferstichen und mehrere Prachtbände herbei, legte alles auf den Tisch, auch eine elegante

Jagdtasche und noch viele Gegenstände zu allerlei Sport.

Erstaunt sah Dorothea zu, endlich fragte sie: „Was thust Du da?"

„Das sind die Kleinigkeiten," sagte die Mutter ruhig, „die ich meinem Lothar zu Weihnachten zugedacht hatte, es war alles schon besorgt — das Verhängnis kam ja so plötzlich, so unvorhergesehen — und so wollen wir Weihnachten feiern, er muß dabei sein, hier sitzt er."

Sie deutete auf einen Stuhl an ihrer Seite.

Dorothea sah traurig und unbeweglich auf den Tisch vor sich hin, die Augen brannten sie, und es war, als sähe sie durch den Thränenschleier ein traumhaftes Bild: Ihren Lothar, wie er sie umschwärmte mit Worten und Blicken, weltgewandt und doch so stolz, ein glänzender, schöner Offizier, und doch so ohne Eitelkeit, groß und wahr!

Wie er sie als seine Braut in seiner Mutter Arme führte, die sie mit leidenschaftlichem Entzücken aufnahm, weil sie ihres Sohnes Liebstes war! Dann sah sie das entsetzliche Bild, wie er vom scheuen Pferde stürzte, mit einer tiefen Wunde am Kopfe ins Haus gebracht wurde, wo er starb, ohne wieder zum Bewußtsein zu kommen. „Ich will rasch sterben, wenn es sein muß!"

sagte er früher einmal, „nur kein Siechbett!“ und so geschah es — dieser Wunsch, wie so viele seines Lebens, wurde erfüllt. Nun ist er dort, wo alles Grauen und Moder ist. — —

Es war totenstill im Zimmer. Dorotheas Phantasie war erhitzt durch das Entsetzen, den Schmerz der letzten Tage, durch Weinen und Nachtwachen, starr blickten ihre Augen, da — da wischte eine Hand wie liebkosend über die Weihnachtsgaben, — ihr Atem stockte, — eine bleiche Hand. Ist es die Lothars? Schaudernd fuhr Dorothea auf.

Frau von St. Estèphe, die eben mit ihrer Hand zärtlich streichelnd ihre Liebesspenden betastete, sah sie verwundert an: „Was hast Du? Du machst ein Gesicht, so entsetzt; fürchtest Du Dich?“

„Ja,“ preßte Dorothea ängstlich hervor, indem sie einen scheuen Blick durch das Zimmer warf, „es ist so still hier, ich fürchte mich.“

„Vor wem?“ fragte Frau von St. Estèphe streng, beinahe spöttisch, „vor ihm? Ach, mein Kind, das ist nicht möglich. Du hast ihn geliebt und fürchtest Dich? Ich wollt', ich sähe ihn jetzt, in welcher Gestalt es auch sei, ich wäre glücklich!“

Ein Grauen überflog Dorothea.

„Ich muß heim,“ sagte sie rasch mit bebenden

Lippen, „meine Mutter erwartet mich. Gute Nacht!“ Sie gab Frau von St. Estèphe die Hand und setzte innig hinzu: „Behalte mich lieb und verzeih!“

Schnell lief sie fort, als würde sie gejagt.

Drinnen im einsamen Zimmer stand Frau von St. Estèphe und blickte kopfschüttelnd dem davoneilenden Mädchen nach.

„Ja,“ flüsterte sie, „so wie eine Mutter liebt niemand, so wie eine Mutter kann niemand leiden!“

Heiße Thränen strömten über ihr blasses Gesicht.

Oben bei Hermann, Erwin und Emmi fing in diesem Augenblick ein Toben an, ein Lachen, ein toller Jubel, er rauschte auch an Dorotheas Ohr vorüber als sie die Treppe hinunterlief, und mitten in dem betäubenden kindlichen Tumult stand die glückliche Mutter und lächelte selig ihren Lieblingen zu.

*

Jahre sind verrauscht. Schneeflocken tanzen und wirbeln wieder lustig durcheinander. In den Straßen ist wie immer zur Weihnachtszeit ein geschäftiges, hastiges Treiben. Den Graben entlang eilt ein hübsches Paar mit Paketchen beladen; eine Frauengestalt von schlanker Ueppigkeit und ein Mann von hohem Wuchs. Sie gehen Arm in Arm. Er drückt ihren Arm leise

an sich und ein unsägliches Glücksgefühl durchströmt ihn. Zum erstenmal in seinem Leben beglückte ihn die wahre Liebe eines Weibes. Er ahnte früher nicht, wie groß diese Wonne sei.

Dorothea wußte das, er sagte es ihr ja oft genug, und sie kam sich, wie jedes Weib, das so von der Macht ihres Wesens überzeugt wird, vor wie eine Erlöserin. Ein stolzes Gefühl! Sie war dem Manne eine Offenbarung, die Offenbarung des Glücks!

Er war allein, verlassen, namenlos unglücklich ohne sie, das wußte sie, das fühlte sie. Er hatte viel gelitten im Leben, viel erstrebt und wenig erreicht. Nun auf einmal sah er das goldene Licht, das die dunkle, traurige Welt erhellt — durch sie. Sie selbst kam sich nun wieder wichtig und notwendig vor, sie hatte einen Zweck, ein Ziel. Ein mildes, fast strahlendes Lächeln durchleuchtete ihr ernstes Gesicht.

Das Paar geht in ein kleines, einsam stehendes Haus vor der Stadt, wo die Mutter wohnt. Dorothea begrüßt sie und die beiden Geschwister herzlich, rückt einen Armstuhl herbei und drückt ihren Bräutigam scherzend hinein, nachdem sie ihm erst die vom Frost roten Hände gerieben, um sie zu wärmen. Ach, er wird es einmal gut haben bei ihr, da sollte er sehen, wie schön das Leben sei. Und sie ist ihm ja so

Jagdtasche und noch viele Gegenstände zu allerlei Sport.

Erstaunt sah Dorothea zu, endlich fragte sie: „Was thust Du da?“

„Das sind die Kleinigkeiten,“ sagte die Mutter ruhig, „die ich meinem Lothar zu Weihnachten zugedacht hatte, es war alles schon besorgt — das Verhängnis kam ja so plötzlich, so unvorhergesehen — und so wollen wir Weihnachten feiern, er muß dabei sein, hier sitzt er.“

Sie deutete auf einen Stuhl an ihrer Seite.

Dorothea sah traurig und unbeweglich auf den Tisch vor sich hin, die Augen brannten sie, und es war, als sähe sie durch den Thränenschleier ein traumhaftes Bild: Ihren Lothar, wie er sie umschwärmte mit Worten und Blicken, weltgewandt und doch so stolz, ein glänzender, schöner Offizier, und doch so ohne Eitelkeit, groß und wahr!

Wie er sie als seine Braut in seiner Mutter Arme führte, die sie mit leidenschaftlichem Entzücken aufnahm, weil sie ihres Sohnes Liebstes war! Dann sah sie das entsetzliche Bild, wie er vom scheuen Pferde stürzte, mit einer tiefen Wunde am Kopfe ins Haus gebracht wurde, wo er starb, ohne wieder zum Bewußtsein zu kommen. „Ich will rasch sterben, wenn es sein muß!“

sagte er früher einmal, „nur kein Siechbett!“ und so geschah es — dieser Wunsch, wie so viele seines Lebens, wurde erfüllt. Nun ist er dort, wo alles Grauen und Moder ist. — —

Es war totenstill im Zimmer. Dorotheas Phantasie war erhitzt durch das Entsetzen, den Schmerz der letzten Tage, durch Weinen und Nachtwachen, starr blickten ihre Augen, da — da wischte eine Hand wie liebkosend über die Weihnachtsgaben, — ihr Atem stockte, — eine bleiche Hand. Ist es die Lothars? Schaudernd fuhr Dorothea auf.

Frau von St. Estèphe, die eben mit ihrer Hand zärtlich streichelnd ihre Liebesspenden betastete, sah sie verwundert an: „Was hast Du? Du machst ein Gesicht, so entsetzt; fürchtest Du Dich?“

„Ja,“ preßte Dorothea ängstlich hervor, indem sie einen scheuen Blick durch das Zimmer warf, „es ist so still hier, ich fürchte mich.“

„Vor wem?“ fragte Frau von St. Estèphe streng, beinahe spöttisch, „vor ihm? Ach, mein Kind, das ist nicht möglich. Du hast ihn geliebt und fürchtest Dich? Ich wollt', ich sähe ihn jetzt, in welcher Gestalt es auch sei, ich wäre glücklich!“

Ein Grauen überflog Dorothea.

„Ich muß heim,“ sagte sie rasch mit bebenden

Lippen, „meine Mutter erwartet mich. Gute Nacht!“ Sie gab Frau von St. Estèphe die Hand und setzte innig hinzu: „Behalte mich lieb und verzeih!“

Schnell lief sie fort, als würde sie gejagt.

Drinnen im einsamen Zimmer stand Frau von St. Estèphe und blickte kopfschüttelnd dem davoneilenden Mädchen nach.

„Ja,“ flüsterte sie, „so wie eine Mutter liebt niemand, so wie eine Mutter kann niemand leiden!“

Heiße Thränen strömten über ihr blasses Gesicht.

Oben bei Hermann, Erwin und Emmi fing in diesem Augenblick ein Toben an, ein Lachen, ein toller Jubel, er rauschte auch an Dorotheas Ohr vorüber als sie die Treppe hinunterlief, und mitten in dem betäubenden kindlichen Tumult stand die glückliche Mutter und lächelte selig ihren Lieblingen zu.

*

Jahre sind verrauscht. Schneeflocken tanzen und wirbeln wieder lustig durcheinander. In den Straßen ist wie immer zur Weihnachtszeit ein geschäftiges, hastiges Treiben. Den Graben entlang eilt ein hübsches Paar mit Paketchen beladen; eine Frauengestalt von schlanker Ueppigkeit und ein Mann von hohem Wuchs. Sie gehen Arm in Arm. Er drückt ihren Arm leise

an sich und ein unsägliches Glücksgefühl durchströmt ihn. Zum erstenmal in seinem Leben beglückte ihn die wahre Liebe eines Weibes. Er ahnte früher nicht, wie groß diese Wonne sei.

Dorothea wußte das, er sagte es ihr ja oft genug, und sie kam sich, wie jedes Weib, das so von der Macht ihres Wesens überzeugt wird, vor wie eine Erlöserin. Ein stolzes Gefühl! Sie war dem Manne eine Offenbarung, die Offenbarung des Glücks!

Er war allein, verlassen, namenlos unglücklich ohne sie, das wußte sie, das fühlte sie. Er hatte viel gelitten im Leben, viel erstrebt und wenig erreicht. Nun auf einmal sah er das goldene Licht, das die dunkle, traurige Welt erhellt — durch sie. Sie selbst kam sich nun wieder wichtig und notwendig vor, sie hatte einen Zweck, ein Ziel. Ein mildes, fast strahlendes Lächeln durchleuchtete ihr ernstes Gesicht.

Das Paar geht in ein kleines, einsam stehendes Haus vor der Stadt, wo die Mutter wohnt. Dorothea begrüßt sie und die beiden Geschwister herzlich, rückt einen Armstuhl herbei und drückt ihren Bräutigam scherzend hinein, nachdem sie ihm erst die vom Frost roten Hände gerieben, um sie zu wärmen. Ach, er wird es einmal gut haben bei ihr, da sollte er sehen, wie schön das Leben sei. Und sie ist ihm ja so

unentbehrlich. Das war es, was sie am meisten zu ihm hinzog. Das Gefühl der Unentbehrlichkeit war für sie von einem unbeschreiblichen Zauber. Das hatte sie bei Lothar nie empfunden. In der Nähe des vielumworbenen, glänzenden Mannes wäre auch eine solche Empfindung Widersinniges gewesen; sie kam sich dort sogar sehr unbedeutend vor, viel mehr, als sie es im Grunde war, es schien ihr oft, als ob sie nicht würdig und hauptsächlich nicht fähig genug wäre, all sein Glück auszumachen. Und nun, mit diesem andern Manne wuchs ihre Persönlichkeit zu solcher Bedeutung, solcher Wichtigkeit heran!

Sie dachte nicht an eine Schuld gegen den toten Lothar; es schien ihr ganz natürlich, daß es so kommen mußte. Ihr gesundes, lebensprühendes Wesen siegte über alles, auch über das Andenken Lothars. Jugend und Zeit, das waren die mächtigen Helfer! Das verstand wohl Frau von St. Estèphe nicht, die ihr forschend ins Gesicht sah, als Dorothea ihr von dem Ingenieur Christoph Haller erzählte, ihr warm und beredt seine Art, seinen Charakter schilderte und auf einmal mitten im Satz abbrechen mußte, erschreckt durch die unheimlich glühenden Augen der angstvoll horchenden Frau.

Dies ereignete sich einige Wochen vor Weihnachten.

Und dann — in der Weihnachtswoche selbst hat Dorothea dem geliebten Manne versprochen, sein Weib zu werden. Förmliche Verlobung wurde nicht gefeiert; sie teilte ganz einfach ihren Entschluß der Mutter mit, und dann saßen sie beisammen, ruhig und glücklich, alle Drei.

Gerade diese Woche! — Die Umstände gestatteten keine Wahl. Christoph mußte eine längere Geschäftsreise machen und wollte Dorothea nur als seine Braut zurücklassen, daher kam es — die Zeit drängte. — Dorothea dachte an ihn und ihr reines Glück. Nicht an Lothar? O ja, aber beruhigt, friedlich. Wenn er jetzt eine vergeistigte Fortsetzung des Wesens ist, das er auf Erden war, edel und gerecht mit jeder Faser, so wird er zu ihrem Glücke zufrieden lächeln; die niedrige, irdische, geizige Empfindung: „Was ich nicht haben kann, soll auch kein anderer besitzen," kommt gewiß nicht in seine Sphäre. Er entschuldigte im Leben alles, was natürlich war, sogar wenn andere es schlimm fanden, und er verdammte nur das Unnatürliche! Auch mit dem Gedanken an Lothars Mutter beschäftigte sie sich, und das war das einzige, was sie manchmal quälte. Oft — wenn sie zu ihr kam, hatte sie die Absicht, ihr alles zu sagen, und dann wurde sie immer wieder durch ein Wort, einen

Blick eingeschüchtert, und so schwieg sie. Die Erinnerung an das Versprechen, das sie ihr im frischen Schmerz um Lothar gegeben, flog manchmal wie ein trüber Schatten vorüber und verdüsterte ihren Sinn, — aber nur einen Augenblick — und nun, da der Weihnachtsbaum angezündet war und der eigentümliche Mischduft der Wachskerzen und des Tannenbaums betäubend auf sie wirkte, da er ihr lebhaft jenen schauerlichen Abend vor die Seele führte, wo sie bei Lothars Mutter saß und mit ihr um den Toten weinte, nun kam es ihr vor, als wäre es gestern gewesen. Sonst schienen es ihr zwanzig Jahre zu sein, so fern rückte ihr neues Liebesglück ihren damaligen Schmerz. Es quoll ihr heiß auf im Herzen bis zum Kopf, es drängte sie fort zu ihr, zu seiner Mutter.

Wahrheit, Wahrheit! Es schien ihr eine Sünde, daß sie nur einen Augenblick gegen die unglückliche Mutter, die jetzt einsam auf sie wartete, — eben fiel es ihr erst ein — unwahr, das heißt zurückhaltend und verschwiegen sein konnte. Sie wollte ihren ganzen Mut zusammennehmen zu schrankenloser Offenheit, davor wird sie gewiß Achtung haben. Sie mußte hin zu ihr, heute noch, jetzt gleich.

Christoph begleitete sie; er kannte zwar die Einzelheiten des Sachverhaltes nicht, aber er forschte auch

nicht darnach. Jede gute Empfindung seiner Braut war ihm wertvoll, und daß sie die von allen verehrte Frau von St. Estèphe an diesem Abend nicht ganz allein lassen wollte, begriff er.

Sie gingen eng aneinander geschmiegt, aber schweigsam durch die beleuchteten Straßen. An der Hausthüre verabschiedete sich Christoph von seiner Braut. Dorothea eilte über die Treppe hinauf, beklommenen Herzens.

Frau von St. Estèphe ging schon seit Stunden nervös im Zimmer umher. Alles drinnen war noch so wie vor drei Jahren; die Lampe immer noch grün umschleiert, die Möbel unverrückt, alles wie damals, alles — auch im Herzen der Mutter. Für sie gab es keine Macht der Jugend, die über Kummer und Unglück siegt, auch nicht die Macht der Zeit — denn Mutterweh ist stärker als alles Irdische. Nur eines war, was ihrem Leben Licht und Wärme verlieh, die Liebe zu Dorothea, zu dem Herzensschatz ihres toten Lothar. Was sie nur ersinnen konnte, um Dorothea zu erfreuen, das that sie. Und wie erfinderisch sie da war! Es war ein Maßstab, nach dem sie alles, was sie sah, beurteilte: „Das würde Dorothea gefallen," dann mußte sie es aber auch gleich haben, wenn irgend möglich! oder: „Das gefiele Dorothea

unentbehrlich. Das war es, was sie am meisten zu ihm hinzog. Das Gefühl der Unentbehrlichkeit war für sie von einem unbeschreiblichen Zauber. Das hatte sie bei Lothar nie empfunden. In der Nähe des vielumworbenen, glänzenden Mannes wäre auch eine solche Empfindung Widersinniges gewesen; sie kam sich dort sogar sehr unbedeutend vor, viel mehr, als sie es im Grunde war, es schien ihr oft, als ob sie nicht würdig und hauptsächlich nicht fähig genug wäre, all sein Glück auszumachen. Und nun, mit diesem andern Manne wuchs ihre Persönlichkeit zu solcher Bedeutung, solcher Wichtigkeit heran!

Sie dachte nicht an eine Schuld gegen den toten Lothar; es schien ihr ganz natürlich, daß es so kommen mußte. Ihr gesundes, lebensprühendes Wesen siegte über alles, auch über das Andenken Lothars. Jugend und Zeit, das waren die mächtigen Helfer! Das verstand wohl Frau von St. Estèphe nicht, die ihr forschend ins Gesicht sah, als Dorothea ihr von dem Ingenieur Christoph Haller erzählte, ihr warm und beredt seine Art, seinen Charakter schilderte und auf einmal mitten im Satz abbrechen mußte, erschreckt durch die unheimlich glühenden Augen der angstvoll horchenden Frau.

Dies ereignete sich einige Wochen vor Weihnachten.

Und dann — in der Weihnachtswoche selbst hat Dorothea dem geliebten Manne versprochen, sein Weib zu werden. Förmliche Verlobung wurde nicht gefeiert; sie teilte ganz einfach ihren Entschluß der Mutter mit, und dann saßen sie beisammen, ruhig und glücklich, alle Drei.

Gerade diese Woche! — Die Umstände gestatteten keine Wahl. Christoph mußte eine längere Geschäftsreise machen und wollte Dorothea nur als seine Braut zurücklassen, daher kam es — die Zeit drängte. — Dorothea dachte an ihn und ihr reines Glück. Nicht an Lothar? O ja, aber beruhigt, friedlich. Wenn er jetzt eine vergeistigte Fortsetzung des Wesens ist, das er auf Erden war, edel und gerecht mit jeder Faser, so wird er zu ihrem Glücke zufrieden lächeln; die niedrige, irdische, geizige Empfindung: „Was ich nicht haben kann, soll auch kein anderer besitzen," kommt gewiß nicht in seine Sphäre. Er entschuldigte im Leben alles, was natürlich war, sogar wenn andere es schlimm fanden, und er verdammte nur das Unnatürliche! Auch mit dem Gedanken an Lothars Mutter beschäftigte sie sich, und das war das einzige, was sie manchmal quälte. Oft — wenn sie zu ihr kam, hatte sie die Absicht, ihr alles zu sagen, und dann wurde sie immer wieder durch ein Wort, einen

Blick eingeschüchtert, und so schwieg sie. Die Erinnerung an das Versprechen, das sie ihr im frischen Schmerz um Lothar gegeben, flog manchmal wie ein trüber Schatten vorüber und verdüsterte ihren Sinn, — aber nur einen Augenblick — und nun, da der Weihnachtsbaum angezündet war und der eigentümliche Mischduft der Wachskerzen und des Tannenbaums betäubend auf sie wirkte, da er ihr lebhaft jenen schauerlichen Abend vor die Seele führte, wo sie bei Lothars Mutter saß und mit ihr um den Toten weinte, nun kam es ihr vor, als wäre es gestern gewesen. Sonst schienen es ihr zwanzig Jahre zu sein, so fern rückte ihr neues Liebesglück ihren damaligen Schmerz. Es quoll ihr heiß auf im Herzen bis zum Kopf, es drängte sie fort zu ihr, zu seiner Mutter.

Wahrheit, Wahrheit! Es schien ihr eine Sünde, daß sie nur einen Augenblick gegen die unglückliche Mutter, die jetzt einsam auf sie wartete, — eben fiel es ihr erst ein — unwahr, das heißt zurückhaltend und verschwiegen sein konnte. Sie wollte ihren ganzen Mut zusammennehmen zu schrankenloser Offenheit, davor wird sie gewiß Achtung haben. Sie mußte hin zu ihr, heute noch, jetzt gleich.

Christoph begleitete sie; er kannte zwar die Einzelheiten des Sachverhaltes nicht, aber er forschte auch

nicht darnach. Jede gute Empfindung seiner Braut war ihm wertvoll, und daß sie die von allen verehrte Frau von St. Estèphe an diesem Abend nicht ganz allein lassen wollte, begriff er.

Sie gingen eng aneinander geschmiegt, aber schweigsam durch die beleuchteten Straßen. An der Hausthüre verabschiedete sich Christoph von seiner Braut. Dorothea eilte über die Treppe hinauf, beklommenen Herzens.

Frau von St. Estèphe ging schon seit Stunden nervös im Zimmer umher. Alles drinnen war noch so wie vor drei Jahren; die Lampe immer noch grün umschleiert, die Möbel unverrückt, alles wie damals, alles — auch im Herzen der Mutter. Für sie gab es keine Macht der Jugend, die über Kummer und Unglück siegt, auch nicht die Macht der Zeit — denn Mutterweh ist stärker als alles Irdische. Nur eines war, was ihrem Leben Licht und Wärme verlieh, die Liebe zu Dorothea, zu dem Herzensschatz ihres toten Lothar. Was sie nur ersinnen konnte, um Dorothea zu erfreuen, das that sie. Und wie erfinderisch sie da war! Es war ein Maßstab, nach dem sie alles, was sie sah, beurteilte: „Das würde Dorothea gefallen," dann mußte sie es aber auch gleich haben, wenn irgend möglich! oder: „Das gefiele Dorothea

nicht," dann fand sie es keiner Beachtung wert. Und was sie Liebes an dem Mädchen that, das mußte auch Lothar droben freuen. Alles, was ihr begegnete, brachte sie in irgend einen Zusammenhang mit ihrem Sohn und seiner hinterbliebenen Braut, und sie besaß darin eine erstaunliche Virtuosität.

Begegnete sie einem hübschen Kinde, so bildete sie sich ein, so hätte ein Kind Lothars ausgesehen; in jedem schönen Kinderauge glaubte sie Aehnlichkeit mit ihrem Sohne zu finden. Oft sah sie lange sinnend in ein Kinderangesicht, und der Traum der Großmutter drängte ihr dann die Thränen in die Augen.

„Wo nur meine geliebte Tochter bleibt? Sie kam doch immer in der Weihnachtswoche zu mir, voriges Jahr und vor zwei Jahren! Und so soll es immer bleiben, und nun war sie seit ein paar Tagen nicht da, sollte sie krank sein? Ich will doch zu ihr schicken."

Frau von St. Estèphe näherte sich der Thüre, da hörte sie die Klingel.

„Nun kommt sie!"

Da stand Dorothea mit ernstem, entschlossenem Gesicht vor ihr.

Frau von St. Estèphe breitete die Arme aus und drückte sie an die Brust. Dann führte sie sie zum Tisch. Reiche Geschenke lagen ausgebreitet für ihren

Liebling. Und dort — was stand dort mitten in dem Kunterbunt von köstlichen Gaben? — Entsetzt starrte das Mädchen hin. — Ein Doppelbild in reichem Rahmen; das eine mit Blumen bekränzt, Lothars, das andere sie selbst, — Dorothea! Es überwältigte sie.

Sie stürzte zu den Füßen der Mutter und umklammerte ihre Kniee: „Verzeihung, Mutter," rief sie, „Verzeihung, ich gehöre ja nicht mehr zu ihm!"

Mechanisch streckte Frau von St. Estèphe den Arm aus und drückte sie von sich weg, ihr fragend ins bleiche Gesicht sehend. Nun kam ein Geständnis, schwer, qualvoll für beide.

Mitleidslos wurde der liebesfanatischen Mutter letzter Traum zerstört, die nur schwer begriff, aber schließlich doch begriff und mit einer Handbewegung ruhig, aber gebieterisch zur Thür wies.

Dorothea ging. An der Treppe blieb sie stehen. Ihre Füße zitterten. Ihre Seele war aufgewühlt bis ins Tiefste. Da drang Kinderjubel vom zweiten Stockwerk herunter. Hermann, Erwin, Emmi und nun auch noch Elly stürmten im Haus herum wie kleine, lustige Teufel. Ihr Jubel berührte Dorotheas Ohr, sie sah empor.

„Leben, Liebe, Glück," stammelte sie selig und eilte die Treppe hinab.

Drinnen im Zimmer stand die einsame Frau, preßte die Hände vors schmerzverzerrte Gesicht und weinte laut.

„Wie werde ich das Leben ertragen ohne sie, die ein Teil meines Kindes gewesen, die ich liebte, allein noch in der Welt liebte! Lothar, so schnell sind deine Küsse, deine Liebkosungen vergessen, so schnell — und gerade in dieser Woche! — Nein, ich will sie nicht mehr sehen," sagte sie wild, „nie mehr! —"

Dann war es totenstill im Zimmer. Stumm, gramversunken stand die Verlassene noch lange da. „Dorothea," lispelte sie dann schmerzlich und sah starr vor sich hin, als sähe sie ein Gespenst, dann schloß sie die Augen, um es nicht mehr zu sehen, ein Beben überlief ihren Leib.

„Mir schaudert vor ihr."

Es folgte eine trostlose Nacht. Die Mutter hatte ihren Sohn zum zweitenmal verloren.

Dorothea hatte eigentlich keine rechte Vorstellung von dem, was sie für Frau von St. Estèphe war. Wohl wußte sie sich von ihr geliebt, weil sie ein gutes, sympathisches Geschöpf war, weil sie eine große Verehrung für die Frau hatte, weil sie ihr Sohn einst liebte und weil sich seine Mutter bereits an den Gedanken gewöhnt hatte, sie als ihre Tochter zu betrachten. Das war wohl alles so, aber — Frau von

St. Estèphe lebte in zwei Welten, mit einem Teil ihrer Seele drüben im Jenseits, mit dem andern im Diesseits. So hatte sich ihr Leben und ihr Wesen gestaltet; diesen phantastischen Zustand wollte sie festhalten mit aller Kraft, die ihr noch zu Gebote stand, denn nur so schien ihr das Dasein erträglich. Daß wußte freilich Dorothea nicht und das hätte sie auch gar nicht begriffen.

Für die leidenschaftliche Mutter war Dorothea das, was für den Geisterseher ein Medium ist. Sie sah neben des Mädchens Gestalt oder gleichsam aus dieser heraus wachsend die ihres Sohnes. Deutlich materialisirt und doch verklärt. Sie fand sogar Aehnlichkeit mit Lothar in Dorotheas Stimme, in ihren Bewegungen. Sie sah sie nie allein, sondern immer in dieser überirdischen Begleitung.

Und nun, dieser entsetzliche Dritte, der all das störte, was ihr einziger stiller Trost war, ein Trost, von dem niemand wußte, der eigens beim gütigen Allvater von ihrem Sohn erbeten schien, um ihr das Weiterleben möglich zu machen! Nein, — sie konnte ihn nicht sehen, diesen Dritten, der wie ein teuflisches Phantom neben den geliebten Gestalten erschien, also konnte sie auch Dorothea nicht mehr sehen. Alle Gemeinschaft war vernichtet.

nicht," dann fand sie es keiner Beachtung wert. Und was sie Liebes an dem Mädchen that, das mußte auch Lothar droben freuen. Alles, was ihr begegnete, brachte sie in irgend einen Zusammenhang mit ihrem Sohn und seiner hinterbliebenen Braut, und sie besaß darin eine erstaunliche Virtuosität.

Begegnete sie einem hübschen Kinde, so bildete sie sich ein, so hätte ein Kind Lothars ausgesehen; in jedem schönen Kinderauge glaubte sie Aehnlichkeit mit ihrem Sohne zu finden. Oft sah sie lange sinnend in ein Kinderangesicht, und der Traum der Großmutter drängte ihr dann die Thränen in die Augen.

„Wo nur meine geliebte Tochter bleibt? Sie kam doch immer in der Weihnachtswoche zu mir, voriges Jahr und vor zwei Jahren! Und so soll es immer bleiben, und nun war sie seit ein paar Tagen nicht da, sollte sie krank sein? Ich will doch zu ihr schicken."

Frau von St. Estèphe näherte sich der Thüre, da hörte sie die Klingel.

„Nun kommt sie!"

Da stand Dorothea mit ernstem, entschlossenem Gesicht vor ihr.

Frau von St. Estèphe breitete die Arme aus und drückte sie an die Brust. Dann führte sie sie zum Tisch. Reiche Geschenke lagen ausgebreitet für ihren

Liebling. Und dort — was stand dort mitten in dem Kunterbunt von köstlichen Gaben? — Entsetzt starrte das Mädchen hin. — Ein Doppelbild in reichem Rahmen; das eine mit Blumen bekränzt, Lothars, das andere sie selbst, — Dorothea! Es überwältigte sie.

Sie stürzte zu den Füßen der Mutter und umklammerte ihre Kniee: „Verzeihung, Mutter," rief sie, „Verzeihung, ich gehöre ja nicht mehr zu ihm!"

Mechanisch streckte Frau von St. Estèphe den Arm aus und drückte sie von sich weg, ihr fragend ins bleiche Gesicht sehend. Nun kam ein Geständnis, schwer, qualvoll für beide.

Mitleidslos wurde der liebesfanatischen Mutter letzter Traum zerstört, die nur schwer begriff, aber schließlich doch begriff und mit einer Handbewegung ruhig, aber gebieterisch zur Thür wies.

Dorothea ging. An der Treppe blieb sie stehen. Ihre Füße zitterten. Ihre Seele war aufgewühlt bis ins Tiefste. Da drang Kinderjubel vom zweiten Stockwerk herunter. Hermann, Erwin, Emmi und nun auch noch Elly stürmten im Haus herum wie kleine, lustige Teufel. Ihr Jubel berührte Dorotheas Ohr, sie sah empor.

„Leben, Liebe, Glück," stammelte sie selig und eilte die Treppe hinab.

Drinnen im Zimmer stand die einsame Frau, preßte die Hände vors schmerzverzerrte Gesicht und weinte laut.

„Wie werde ich das Leben ertragen ohne sie, die ein Teil meines Kindes gewesen, die ich liebte, allein noch in der Welt liebte! Lothar, so schnell sind deine Küsse, deine Liebkosungen vergessen, so schnell — und gerade in dieser Woche! — Nein, ich will sie nicht mehr sehen," sagte sie wild, „nie mehr! —"

Dann war es totenstill im Zimmer. Stumm, gramversunken stand die Verlassene noch lange da. „Dorothea," lispelte sie dann schmerzlich und sah starr vor sich hin, als sähe sie ein Gespenst, dann schloß sie die Augen, um es nicht mehr zu sehen, ein Beben überlief ihren Leib.

„Mir schaudert vor ihr."

Es folgte eine trostlose Nacht. Die Mutter hatte ihren Sohn zum zweitenmal verloren.

Dorothea hatte eigentlich keine rechte Vorstellung von dem, was sie für Frau von St. Estèphe war. Wohl wußte sie sich von ihr geliebt, weil sie ein gutes, sympathisches Geschöpf war, weil sie eine große Verehrung für die Frau hatte, weil sie ihr Sohn einst liebte und weil sich seine Mutter bereits an den Gedanken gewöhnt hatte, sie als ihre Tochter zu betrachten. Das war wohl alles so, aber — Frau von

St. Estèphe lebte in zwei Welten, mit einem Teil ihrer Seele drüben im Jenseits, mit dem andern im Diesseits. So hatte sich ihr Leben und ihr Wesen gestaltet; diesen phantastischen Zustand wollte sie festhalten mit aller Kraft, die ihr noch zu Gebote stand, denn nur so schien ihr das Dasein erträglich. Daß wußte freilich Dorothea nicht und das hätte sie auch gar nicht begriffen.

Für die leidenschaftliche Mutter war Dorothea das, was für den Geisterseher ein Medium ist. Sie sah neben des Mädchens Gestalt oder gleichsam aus dieser heraus wachsend die ihres Sohnes. Deutlich materialisirt und doch verklärt. Sie fand sogar Aehnlichkeit mit Lothar in Dorotheas Stimme, in ihren Bewegungen. Sie sah sie nie allein, sondern immer in dieser überirdischen Begleitung.

Und nun, dieser entsetzliche Dritte, der all das störte, was ihr einziger stiller Trost war, ein Trost, von dem niemand wußte, der eigens beim gütigen Allvater von ihrem Sohn erbeten schien, um ihr das Weiterleben möglich zu machen! Nein, — sie konnte ihn nicht sehen, diesen Dritten, der wie ein teuflisches Phantom neben den geliebten Gestalten erschien, also konnte sie auch Dorothea nicht mehr sehen. Alle Gemeinschaft war vernichtet.

Sie betete, sie rang leidenschaftlich die Hände. Umsonst! Kein Trost! Ein paar Tage später erhielt Dorothea einen Brief von Frau von St. Estèphe:

„Geliebtes Kind! Gottes Segen über Dich. Möge er Dir Deinen Wortbruch verzeihen, ich kann es nicht. Gerade die heilige, für uns doppelt heilige Weihnachtswoche, Dorothea! Vielleicht wirst Du anfangen mich zu verstehen, wenn Du einst das Glück haben wirst, Mutter zu sein. Ganz begreifen würdest Du mich erst dann, wenn Du so wie ich den namenlosen Schmerz erlebtest, kinder-beraubte Mutter zu sein. Gott in seiner Gnade bewahre Dich davor! Sehen will ich Dich nie mehr, aber Deine Kinder schicke mir einst! Lebe wohl, denke an mich, so wie immer Deiner gedenken wird Deine Martha von St. Estèphe."

*

Die Heirat war vollzogen, der Bund eingesegnet. Sie lebten, wie eben ernste Menschen leben. Die Ehe steigerte, verfeinerte ihre guten Eigenschaften. Dann kam ein Kind, ein süßer kleiner Engel. Nachdem sie es monatelang Tag und Nacht betrachtet und studirt hatten wie ein Wunder, wurde es zu Frau von St. Estèphe geschickt. Sie begrüßte es mit Freudenthränen, überhäufte es mit Liebkosungen und

Geschenken. Sie bezeugte der kleinen Martha die leidenschaftlichste Zärtlichkeit durch alle Phasen ihres Lebens, als Kind, Jungfrau und junge Frau. Ein stiller Festtag war es für Frau von St. Estèphe, als ihr Martha anvertraute, daß ihr siebenzehnjähriges Herz in Liebe zu einem jungen Offizier entbrannt sei, und noch dazu zu einem aus demselben Regimente, dem Lothar von St. Estèphe einst angehörte. Namentlich dieser Umstand gereichte dem Geschmacke der kleinen Martha zu großer Ehre in ihren Augen. Er wäre zwar erst Lieutenant, aber aus der Familie derer von Bärenwitz, und da könne es nicht fehlen.

Dorothea aber und Frau von St. Estèphe sahen sich nie mehr. Alle Versuche und Bemühungen, die erstere machte, um in die Nähe der einsamen Frau zu kommen, scheiterten an deren unbeugsamem Willen. Schließlich mußte Dorothea nach dem Wunsche ihres Gatten weitere Versuche aufgeben.

*

Langsam, leise kam das Alter für Frau von St. Estèphe. Und je näher es kam, desto fühlbarer wurde ihr die Einsamkeit. Mit der schwindenden Lebenskraft schwand auch alles Starre, Wilde und Excentrische. Sie fing wieder an, die Menschen zu betrachten, aus

der Ferne zwar, aber mitleidig und gelassen. Sie beurteilte ihre Schwächen, ihre Vergehen mit Rücksicht und Milde. Alles, was sie früher nur in grellen, häßlichen Farben gesehen, hatte nun matte, gebrochene Töne. Und viel, viel früher schon — es sind schon Jahre her — hatte sie angefangen, den Unterschied zwischen ihren Lebensansprüchen und denen Dorotheas, des jungen, lebensfreudigen Mädchens, zu begreifen. Und so kam auch die Sehnsucht nach ihr wieder in ihr Herz, unmerklich anfangs, dann immer heftiger, bis es sie quälte und ihr oft ängstlich und hilflos Thränen erpreßte.

War es eine überirdische Macht, war es Lothars Geist, der ihr den Gedanken in die Seele senkte, der ihr zuflüsterte: „Warum verstößest du das Weib, das meine Braut war? Warum verbietest du meiner Dorothea, zu leben nach Menschenart, da sie doch auf Erden wandeln muß? Warum verlangst du von ihr, daß sie unnatürlich sei, und du weißt doch, daß es die üppige, frische Lebenskraft, die gesunde Natürlichkeit ihres Wesens war, die mich vor allem andern an ihr bezauberte? Du hattest dein bestes Teil Leben hinter dir, als mich der Tod von euch nahm, Dorothea aber vor sich; gönne es ihr, wie ich es ihr gönne!“ — Und so sehr sich Frau von St. Estèphe anfangs

sträubte, auf diese Stimme zu hören, sie vernahm sie immer, sie konnte ihr nicht entrinnen.

*

Es ist lustiges Weihnachtswetter. Die zarten Schneeflöckchen hüpfen dicht und emsig wie um die Wette. Die Leute wimmeln durcheinander auf den schmalen Trottoirs der Vorstadt Währing.

Beinahe wären ein paar lustige Knaben an eine alte Dame gestoßen, die in langem Pelzmantel, auf den Regenschirm sich stützend, langsam dahingeht. Sie bleibt einen Augenblick stehen, sieht den sich balgenden Knaben nach und lächelt sanft: „Ach, es sind ja Kinder, Kindern muß man alles verzeihen."

Dann schreitet sie wieder vorwärts, ab und zu ein kurzes Sätzchen mit sich selbst sprechend, wie das oft Leute zu thun pflegen, die einsam leben. „Was wohl meine liebe Martha von mir will? Sie kann nicht zu mir kommen, schreibt sie. Ich habe sie so lieb, meine Enkelin."

Die alte Frau bleibt einen Augenblick stehen. „Sie ist ja in Wirklichkeit nicht meine Enkelin!"

Sie lächelt und geht wieder ein paar Schritte. „Ja freilich, sie ist doch meine Enkelin! Und so dringend schreibt sie, so rührend, daß ich habe weinen müssen. Ja, sie hat ihr altes Großmütterchen lieb;

Sie betete, sie rang leidenschaftlich die Hände. Umsonst! Kein Trost! Ein paar Tage später erhielt Dorothea einen Brief von Frau von St. Estèphe:

„Geliebtes Kind! Gottes Segen über Dich. Möge er Dir Deinen Wortbruch verzeihen, ich kann es nicht. Gerade die heilige, für uns doppelt heilige Weihnachtswoche, Dorothea! Vielleicht wirst Du anfangen mich zu verstehen, wenn Du einst das Glück haben wirst, Mutter zu sein. Ganz begreifen würdest Du mich erst dann, wenn Du so wie ich den namenlosen Schmerz erlebtest, kinder-beraubte Mutter zu sein. Gott in seiner Gnade bewahre Dich davor! Sehen will ich Dich nie mehr, aber Deine Kinder schicke mir einst! Lebe wohl, denke an mich, so wie immer Deiner gedenken wird Deine Martha von St. Estèphe."

*

Die Heirat war vollzogen, der Bund eingesegnet. Sie lebten, wie eben ernste Menschen leben. Die Ehe steigerte, verfeinerte ihre guten Eigenschaften. Dann kam ein Kind, ein süßer kleiner Engel. Nachdem sie es monatelang Tag und Nacht betrachtet und studirt hatten wie ein Wunder, wurde es zu Frau von St. Estèphe geschickt. Sie begrüßte es mit Freudenthränen, überhäufte es mit Liebkosungen und

Geschenken. Sie bezeugte der kleinen Martha die leidenschaftlichste Zärtlichkeit durch alle Phasen ihres Lebens, als Kind, Jungfrau und junge Frau. Ein stiller Festtag war es für Frau von St. Estèphe, als ihr Martha anvertraute, daß ihr siebenzehnjähriges Herz in Liebe zu einem jungen Offizier entbrannt sei, und noch dazu zu einem aus demselben Regimente, dem Lothar von St. Estèphe einst angehörte. Namentlich dieser Umstand gereichte dem Geschmacke der kleinen Martha zu großer Ehre in ihren Augen. Er wäre zwar erst Lieutenant, aber aus der Familie derer von Bärenwitz, und da könne es nicht fehlen.

Dorothea aber und Frau von St. Estèphe sahen sich nie mehr. Alle Versuche und Bemühungen, die erstere machte, um in die Nähe der einsamen Frau zu kommen, scheiterten an deren unbeugsamem Willen. Schließlich mußte Dorothea nach dem Wunsche ihres Gatten weitere Versuche aufgeben.

*

Langsam, leise kam das Alter für Frau von St. Estèphe. Und je näher es kam, desto fühlbarer wurde ihr die Einsamkeit. Mit der schwindenden Lebenskraft schwand auch alles Starre, Wilde und Excentrische. Sie fing wieder an, die Menschen zu betrachten, aus

der Ferne zwar, aber mitleidig und gelassen. Sie beurteilte ihre Schwächen, ihre Vergehen mit Rücksicht und Milde. Alles, was sie früher nur in grellen, häßlichen Farben gesehen, hatte nun matte, gebrochene Töne. Und viel, viel früher schon — es sind schon Jahre her — hatte sie angefangen, den Unterschied zwischen ihren Lebensansprüchen und denen Dorotheas, des jungen, lebensfreudigen Mädchens, zu begreifen. Und so kam auch die Sehnsucht nach ihr wieder in ihr Herz, unmerklich anfangs, dann immer heftiger, bis es sie quälte und ihr oft ängstlich und hilflos Thränen erpreßte.

War es eine überirdische Macht, war es Lothars Geist, der ihr den Gedanken in die Seele senkte, der ihr zuflüsterte: „Warum verstößest du das Weib, das meine Braut war? Warum verbietest du meiner Dorothea, zu leben nach Menschenart, da sie doch auf Erden wandeln muß? Warum verlangst du von ihr, daß sie unnatürlich sei, und du weißt doch, daß es die üppige, frische Lebenskraft, die gesunde Natürlichkeit ihres Wesens war, die mich vor allem andern an ihr bezauberte? Du hattest dein bestes Teil Leben hinter dir, als mich der Tod von euch nahm, Dorothea aber vor sich; gönne es ihr, wie ich es ihr gönne!“ — Und so sehr sich Frau von St. Estèphe anfangs

sträubte, auf diese Stimme zu hören, sie vernahm sie immer, sie konnte ihr nicht entrinnen.

*

Es ist lustiges Weihnachtswetter. Die zarten Schneeflöckchen hüpfen dicht und emsig wie um die Wette. Die Leute wimmeln durcheinander auf den schmalen Trottoirs der Vorstadt Währing.

Beinahe wären ein paar lustige Knaben an eine alte Dame gestoßen, die in langem Pelzmantel, auf den Regenschirm sich stützend, langsam dahingeht. Sie bleibt einen Augenblick stehen, sieht den sich balgenden Knaben nach und lächelt sanft: „Ach, es sind ja Kinder, Kindern muß man alles verzeihen."

Dann schreitet sie wieder vorwärts, ab und zu ein kurzes Sätzchen mit sich selbst sprechend, wie das oft Leute zu thun pflegen, die einsam leben. „Was wohl meine liebe Martha von mir will? Sie kann nicht zu mir kommen, schreibt sie. Ich habe sie so lieb, meine Enkelin."

Die alte Frau bleibt einen Augenblick stehen. „Sie ist ja in Wirklichkeit nicht meine Enkelin!"

Sie lächelt und geht wieder ein paar Schritte. „Ja freilich, sie ist doch meine Enkelin! Und so dringend schreibt sie, so rührend, daß ich habe weinen müssen. Ja, sie hat ihr altes Großmütterchen lieb;

ich habe doch noch einen Ort, wo es für mich Zärtlichkeit gibt in der Welt!"

Sie bleibt wieder stehen, zieht ein Batisttuch heraus und drückt es an die Augen. „Ich muß ihre Bitte erfüllen, ich muß hingehen, ich kann nicht anders. Ich war schon lange begierig, ihr junges Heim kennen zu lernen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Dorothea dort zu treffen. Gefürchtet? Ja, ja, gefürchtet. — Dorothea — Dorothea — Dorothea!"

Sie flüstert noch eine Weile fort. Wie es mit den Jahren immer weicher in dem Herzen der alten Frau geworden, so verschwand auch aus ihrem Gesicht der strenge, harte Zug nach und nach, um freundlichen, sanften Fältchen Platz zu machen. Ihr Gesicht sah jetzt klein und kindlich lieb aus, da sie so geheimnisvoll lächelt. „Warum ist sie so still geworden, meine Dorothea? So ganz still? Ja, ja, sie hat recht, sie hat sich genug gequält viele Jahre hindurch, um den Weg zu mir zu finden, ja, ja — sie hat recht — und ich hatte unrecht."

Im Weitergehen: „Es ist ja bald aus! Alles. Ich bin jetzt bald bei ihm! Da muß man gut sein. — Ja, ja, alle Menschen haben ihr Leid! Dorothea, — er hat sie lieb gehabt, recht lieb — sie ihn auch, ja, ja, sie ihn auch —"

Sie flüstert ganz leise, lächelt, nickt und schreitet einem hübschen, kleinen Hause der Vorstadt zu.

*

Drinnen in der Wohnung des jungen Ehepaares ist alles leise geschäftig und doch unthätig. Alle sind ein wenig aufgeregt und trippeln umher. Man erwartet Frau von St. Estèphe, die wunderliche, gütige, eigensinnige, geheimnisvolle Frau, die, trotzdem man sie nie sah, immer einen großen Einfluß auf alle ausübte.

Christoph, der mit Dorothea zu Besuch da war, ist in Sorge, ob wohl alles sich so gestalten werde, wie es seine geliebte Gattin ersehnte. Er kannte ja jeden Gedanken seiner Frau, er wußte, wie sehr sie Frau von St. Estèphe liebte und verehrte und wie sie unter den Verhältnissen litt.

Dorothea geht unruhig, etwas bleich, von einer Ecke des Zimmers zur andern, sie will sich nichts merken lassen. Lieutenant Viktor von Bärenwitz, der junge Ehemann, der auch schon vom allgemeinen fieberhaften Interesse für die alte Frau angesteckt war, spaziert auf dem Korridor auf und ab.

Nur die junge Frau liegt ruhig und glücklich lächelnd in ihrem Bett. Ach, sie kannte ja das goldene

Herz ihrer lieben, einzigen Großmama. „Alles wird gut.“ Sie bat in dem Briefchen so flehentlich um ihren Besuch, daß sie's gewiß nicht abschlagen konnte. Absichtlich hatte sie ihr den genauen Zeitpunkt ihrer Niederkunft verheimlicht; es war eine fromme Lüge, aber sie hatte eben einen kleinen Geniestreich vor. Ihren heiteren, liebenswürdigen Sinn drückte es schon lange nieder, daß das Verhältnis ihrer Mutter zu Frau von St. Estèphe doch einen leichten Schatten auf ihr Leben warf, einen Schatten, der sogar manchmal im stande war, die Ehe ihrer Eltern zu trüben. Das mußte ein Ende nehmen. Sie sann oft darüber nach und fand keine Hilfe. Erst dann, als sie aus dem Dämmertraum der Kindheit erwacht, da sie selbst Gattin war und Mutter werden sollte, wurde ihr Blick für Welt und Leben klarer, schärfer. Nun fand sie einen Weg. Sie hatte sich etwas ausgedacht, eine Kriegslist; sie hatte an die Großmutter geschrieben. Was — das war und blieb ihr Geheimnis.

„Die Großmama mit ihrem Zweiweltensystem! Ich will sie herunterholen aus ihren oberen Regionen auf unsere schöne Erde und ihr etwas zeigen, was auch göttlich und wunderbar ist!“

Ja, ja, die kleine Frau war des Erfolges sicher, darum lag sie auch so ruhig und schlau lächelnd da.

Und dann ist noch ein kleines, süßes Menschenkind anwesend; ruhig wie ein Philosoph liegt es in seinem blaubeschleiften Spitzenbettchen! Das Bébé!

Martha betrachtete es so glückselig, wie eben nur eine Mutter ihr Kind betrachten kann. „Wie er aussieht! Wie ein Märchenprinz! Und so überreich ausstaffirt! Ja, Deine Urgroßmama hat für Dich gesorgt."

Es klingelt. Alles zuckt zusammen, nur die Beiden nicht. Viktor kommt hastig herein mit den Worten: „Sie ist es."

Da wacht der Kleine auf. Dorothea nimmt ihn schnell auf den Arm. Ihr Herz klopft. Die Zimmerthüre öffnet sich und Frau von St. Estèphe kommt langsam an Christophs Arm herein. Ihr erster Blick fällt auf Martha. Etwas verlegen, mit ein wenig bebender Stimme sagt sie:

„Du hast nach mir verlangt, mein Kind, bist Du krank?"

„Nein," erwidert Martha lächelnd, indem sie ihre Hand drückt, „aber sieh, Großmama, hier! —" Sie deutet auf Dorothea, die erwartungsvoll dasteht, den Kleinen auf dem Arm.

Dorothea sagt mit bittendem Ton: „Mutter, komm, setze Dich! So, und nun nimm ihn und sieh ihn an."

Und sie legt ihr das Kind auf den Schoß: „Habe ihn lieb!“

Dann kniet sie vor ihr nieder und küßt ihre Hände, und der Kleine schaut mit großen Augen ins Blaue.

Frau von St. Estèphe lächelt, und zu Martha gewendet, sagt sie, immer noch ein bißchen befangen: „Also es ist schon da, das Kleine! Warum hast Du mir nichts gesagt, als es kam?“

„Ja, Großmama, das war meine Idee, wir wollten Dich hier haben, gerade hier solltest Du es sehen. Ist es nicht gut so?“ fragt Martha lächelnd.

„Hm, ja.“ Und sie sieht das auf ihrem Schoß liegende Kind an und dann Dorothea, dann wieder das Kind. „Es ist gut so, ganz gut. Das Kind ist süß, ist herzig, — ach, die Augen! Die tiefen blauen Augen. Es sieht wirklich meinem Lothar ähnlich — wie kommt das nur?“

„Das kommt davon,“ sagt Christoph, „weil sich alle Kinderaugen ähnlich sehen, alle haben den unsäglichen Reiz der Unschuld und des Unberührtseins. Das ist das Wunder der Kinderaugen.“

„Ja, ja,“ erwidert Frau von St. Estèphe mit dem Kopfe nickend: „Ja, das Wunder! Kinder sind das Heilige auf Erden, sie sind das Göttliche, das Glück.“

„Und darum das Versöhnende! Nicht wahr,

Mutter, das Versöhnende?“ wiederholt Dorothea dringend, bittend, da Frau von St. Estèphe in tiefer Erregung schweigt.

Zärtlich streicht sie über Dorotheas noch jugendliches Haar und flüstert, so leise, daß man es kaum hört: „Ja, Dorothea, das Versöhnende.“

Mit einem halblauten Jubelruf springt Dorothea auf. Die Last ist verschwunden, die doch so lange, lange, fast ein Menschenalter auf ihrem Herzen gelegen. „Ach, ist das gut von Dir, ach, ist das ein frohes Gefühl!“

Frau von St. Estèphe, die noch immer den Kleinen auf dem Schoß liegen hat, sieht ihn wieder lächelnd an: „Wie wirst Du denn heißen, Du lieber Engel?“

„Lothar,“ sagt Dorothea triumphirend.

Da schluchzt die alte Frau laut auf und verbirgt dann ihr thränendes Gesicht in dem gestickten Tragbettchen des Kindes.

„Lothar! O Gott, o Gott! Dorothea, nicht wahr, das kommt von Dir?“

Dorothea nickt.

Frisch, verjüngt steht Frau von St. Estèphe auf. „Ihr seid gut. Besser als ich.“ — Der kleine Lothar ist eingeschlafen, sie legt ihn still zu seiner Mutter und lacht und weint.

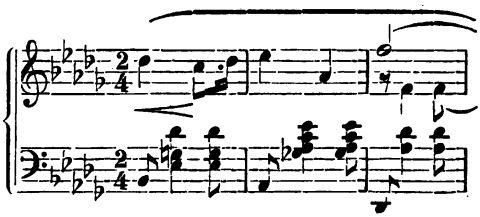
„Ich bleibe bei euch heute, bei meinem Urenkelchen, bei meinem Lothar. Darf ich? Habt ihr keinen Weihnachtsbaum?“

„Ja,“ sagt Christoph, „er ist bereit.“

Dann öffnet er die Flügelthüre, ein Meer von Licht flutet in das Zimmer. Da steht er im glänzendsten Schmuck, der poetische, fromme Freudenspender der Weihe-Nacht.

Sie denken nicht darüber nach, wer wohl heute hier der Glücklichste von allen. Jedes glaubt es zu sein. Der kleine Lothar allein glaubt nichts. Er, der so viel Glück ins Haus gebracht, ist wohl der Allerglücklichste! Er schläft . . .

Warum?



1.

Eva saß am Flügel, auf ihrem Schoß die kleine Lili; mit der rechten Hand übte sie eine Passage, den linken Arm hatte sie um das Kind geschlungen. Lili schlug manchmal mit dem dicken Händchen nach den Tasten im Baß, dann lächelte Eva, hielt das Händchen fest und spielte weiter.

„Lieb sein, Lili, sonst kann ich Dich nicht bei mir behalten, sonst mußt Du ins Kinderzimmer gehen; schau, Mama muß ja üben, Mama muß das in einem großen, großen Saal spielen!“

Lili verstand diese schon oft gehörte Ermahnung, hielt sich eine Zeit lang ruhig, dann vergaß sie und klopfte aufs neue auf die Tasten.

Eva setzte die Kleine auf die rechte Seite und übte mit der linken Hand, dann schob sie sie in die Mitte, balancirte sie da sehr gewandt auf ihren Knieen und versuchte die schwierige Passage mit beiden Händen zu spielen.

Sie war so daran gewöhnt, mit einem Kind auf dem Schoß Klavier zu spielen. Entweder war es Lulu oder Lili, die sie bei sich hatte. Wenn sie das Gewicht des kleinen Körperchens auf sich fühlte, kam sich ihre Persönlichkeit erst vollkommen vor, ohne dasselbe war es ihr, als fehle von ihrem eigenen Leib ein Fuß, eine Hand oder ein Auge.

Heute ging es nicht, Lili war zu unruhig, sie tätschelte Mamas bloße Vorderarme, zog an den roten Schleifen, die Aermel und Brust ihres Schlafrockes zierten, und schließlich zog sie sich förmlich an diesen Schleifen in die Höhe.

„Nein, Lili, bist Du heute ein unruhiger, süßer Balg." Sie gab dem Kind einen herzlichen Schmatz, hob es mit beiden Armen hoch empor, indem sie den Oberkörper weit zurückbog, schüttelte es ein wenig, daß es hellauf lachte, dann setzte sie sich wieder auf den Klavierstuhl und schlug nur von Zeit zu Zeit einen Accord an.

Die Thüre zum Speisezimmer stand offen, Eva

saß so, daß sie gerade hineinsehen konnte. Es war ein hübsches, altdeutsch eingerichtetes Zimmerchen mit Holzvertäfelung und Sims, auf dem allerlei Geräte standen, alte und imitirte Krüge, gemalte Teller und anderer stilvoller Kram. An dem Sims waren hübsche Spitzen nach altem Muster. Eva hatte sie selbst gefertigt, als sie gerade einmal viel Sitz- und Arbeitslaune gehabt. Auch die Butzenscheiben fehlten nicht; ein paar hochlehnige und einige Lutherstühle mit geschnitzten Köpfen standen in den Ecken und an dem großen eichenen Tisch.

Eva war vor ein paar Jahren beinahe sehnsuchtskrank nach einem „altdeutschen Eßzimmer", und als es dann mit vielen Kosten und Mühen angeschafft war, da fand sie es gar nicht so gemütlich, als sie es sich geträumt, im Gegenteil, sie bildete sich ein, es hätte Moderduft, es erinnerte sie an die schreckliche Zeit der Inquisition.

Manchmal, wenn sie gerade recht phantastisch gestimmt war, ging sie nicht ohne Grausen hinein, in allen Ecken sah sie brennende Hexen, Zangen, Böcke, Räder und andere Marterwerkzeuge, und alles war so viereckig, so steif und gerade. Die schiefen Schnörkeln des Rokoko oder Zopf fand sie nachträglich viel netter und passender für ihren Geschmack. Nun war das

Zimmer einmal da, hatte seinen bestimmten Zweck, und da mußte sie sich eben daran gewöhnen. Wenn nur ihre dumme unbequeme Phantasie nicht wäre!

Heute hatte sie noch nicht abstauben können, eben fiel es ihr ein; sie sah zwar von ihrem Sitz aus den Staub nicht, sie war etwas kurzsichtig. „Nu, schadet nicht, ich staube morgen ab;" sie hatte heute ihren schlampigen Tag. „Die dicke Ricke ist so faul."

Vom Speisezimmer kam man in ihres Mannes Arbeitszimmer; die Thüre zu diesem war ausgehängt und hatte zurückgeraffte dunkle Portièren. Eva konnte den Mann sitzen sehen unter dem weißen Lichtschirm vorgebeugt über die Kupferplatte, die auf dem pultartigen Arbeitstisch lag.

„Nein, wie der Mann dasitzt, wie das reinste Fragezeichen! Das sehe ich sogar bis hierher."

Nach einer Weile rief sie: „Andreas, ich bitte Dich, sitz nicht so krumm da, Du wirst noch buckelig."

Er schreckte ein wenig auf, denn sie schrie viel lauter hinein, als es notwendig gewesen wäre. Er sah heraus; ein bleiches Gesicht, schwarzes, borstiges Haar, das war das erste, was einem auffiel; bei näherer Betrachtung hatte er ein nicht übles, regelmäßiges Gesicht, ehrliche Augen. Ueberhaupt war das der Eindruck der ganzen Erscheinung: ehrlich,

rechtlich! Jeder Zoll ein etwas unbeholfener Ehrenmann. Er legte die Radirnadel hin, rieb sich die Hände, stand auf und betrachtete prüfend die Platte.

Dann kam er heraus: „Evaweibchen," sagte er freundlich, „ich muß ein wenig pausiren."

Er nahm eine Prise Tabak. Eva sah weg.

„Warum ist denn Luli nicht mitsammen ausgegangen?" fragte er, die Namen der beiden Kinder Lulu und Lili scherzhaft zusammenziehend. „Lili genirt Dich ja."

„Lili schlief gerade, als Creszens zum Fortgehen fertig war, da ging sie mit Lulu allein. Ich beabsichtigte mit Lili nachzukommen, üben mag ich jetzt doch nicht; ich hab' ja noch Zeit, wenn einmal beide Kinder fort sind oder wenn sie mitsammen spielen."

„Was wird denn mein Evaweibchen im Konzert zum besten geben?" Er rieb sich mit fast komischer Geschwindigkeit die Hände.

„Ein großes Bravourstück von Rubinstein; es ist neu, deshalb muß ich es üben, weil ich es doch auswendig spielen möchte."

„So, jetzt muß ich wieder arbeiten." Er küßte Eva und ging mit etwas vorgebogenen Knieen aus dem Zimmer.

Eva sah ihm nach. „Ein bißchen Exerzieren sollte

eigentlich jeder Mann lernen, das könnte wirklich nicht schaden," murmelte sie. Sie nahm ihre Lorgnette vor und betrachtete ihn eine Zeit lang. Man konnte sich nichts Eckigeres denken als die Bewegungen dieses Mannes, ob er nun stand oder lag oder saß, immer war seine Stellung bar aller Anmut. Und die flechsigen, nervösen Hände! Sie mußte alle Kraft zusammennehmen, sich seine rührende Liebe zu ihr vergegenwärtigen, seinen unermüdlichen Fleiß, alle die große Güte, die er stets für seine Mitmenschen hatte, um ihn nicht komisch zu finden. Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken, daß ihr Kinn Lilis Köpfchen berührte, und dachte vor sich hin. Das that sie oft. Sie hatte immer vieles zu denken, was sie nicht aussprach und was sie gerade deshalb sehr beschäftigte. Es war oft ungereimtes Zeug und oft wieder gut und klug. Die Gedanken beschrieben immer einen Kreis und kamen wieder auf einen Punkt zurück, den Brennpunkt ihres Daseins — auf die Kinder.

„Da sitzt jetzt der Mann drinnen," dachte sie, „und arbeitet ganz ruhig und vermißt die süßen Kinder gar nicht." Sie drückte Lili fest an sich. „O, ihr armen Männer," sie machte ein geringschätziges Gesicht, „wie oft werdet ihr gewisser fragwürdiger Vorteile wegen, die ihr in der Welt genießt, beneidet. Ihr

seid zu bedauern, ihr kennt ja eines nicht, das Mutterglück, das einzige Ereignis im Leben, das bis jetzt die Erwartungen meiner Phantasie übertraf. Weil euch das fehlt, kennt ihr überhaupt kein Glück. Denn was ist alles andere im Vergleiche zu diesem! Wie kann man nur einen Mann beneiden! Allerdings bleibt euch auch das Fürchterlichste erspart, der Mutterschmerz, — es gibt keinen größeren!"

Beinahe krampfhaft umklammerte sie das Kind, das sie groß anschaute. Warum konnte sie nie ein Glück, ja kaum ein Vergnügen genießen, ohne daß sie sich das Ende desselben ausmalen mußte? So war immer jedes frohe Empfinden gestört, nie ein volles Aufgehen in demselben möglich.

Sie wurde unruhig, es fiel ihr ein, daß sie doch mit Lili ausgehen wollte. Mit der Kleinen auf dem Arm schritt sie in das anstoßende Schlafzimmer, an welches wiederum das Kinderzimmer stieß. Sie stolperte — „Herr Gott . . ." ein leiser Fluch, — setzte Lili auf den Teppich am Boden und hob den Schlafrock in die Höhe — „richtig, die Litze!" Sie hatte heute ihren schlampigen Tag; das heißt, die Litze war schon gestern ein Stück weit abgerissen und nur provisorisch mit einer Stecknadel hinaufgesteckt.

Ein Bein über das andere geschlagen, setzte sich

Zimmer einmal da, hatte seinen bestimmten Zweck, und da mußte sie sich eben daran gewöhnen. Wenn nur ihre dumme unbequeme Phantasie nicht wäre!

Heute hatte sie noch nicht abstauben können, eben fiel es ihr ein; sie sah zwar von ihrem Sitz aus den Staub nicht, sie war etwas kurzsichtig. „Nu, schadet nicht, ich staube morgen ab;“ sie hatte heute ihren schlampigen Tag. „Die dicke Ricke ist so faul.“

Vom Speisezimmer kam man in ihres Mannes Arbeitszimmer; die Thüre zu diesem war ausgehängt und hatte zurückgerafftte dunkle Portièren. Eva konnte den Mann sitzen sehen unter dem weißen Lichtschirm vorgebeugt über die Kupferplatte, die auf dem pultartigen Arbeitstisch lag.

„Nein, wie der Mann dasitzt, wie das reinste Fragezeichen! Das sehe ich sogar bis hierher.“

Nach einer Weile rief sie: „Andreas, ich bitte Dich, sitz nicht so krumm da, Du wirst noch buckelig.“

Er schreckte ein wenig auf, denn sie schrie viel lauter hinein, als es notwendig gewesen wäre. Er sah heraus; ein bleiches Gesicht, schwarzes, borstiges Haar, das war das erste, was einem auffiel; bei näherer Betrachtung hatte er ein nicht übles, regelmäßiges Gesicht, ehrliche Augen. Ueberhaupt war das der Eindruck der ganzen Erscheinung: ehrlich,

rechtlich! Jeder Zoll ein etwas unbeholfener Ehrenmann. Er legte die Radirnadel hin, rieb sich die Hände, stand auf und betrachtete prüfend die Platte.

Dann kam er heraus: „Evaweibchen," sagte er freundlich, „ich muß ein wenig pausiren."

Er nahm eine Prise Tabak. Eva sah weg.

„Warum ist denn Luli nicht mitsammen ausgegangen?" fragte er, die Namen der beiden Kinder Lulu und Lili scherzhaft zusammenziehend. „Lili genirt Dich ja."

„Lili schlief gerade, als Creszens zum Fortgehen fertig war, da ging sie mit Lulu allein. Ich beabsichtigte mit Lili nachzukommen, üben mag ich jetzt doch nicht; ich hab' ja noch Zeit, wenn einmal beide Kinder fort sind oder wenn sie mitsammen spielen."

„Was wird denn mein Evaweibchen im Konzert zum besten geben?" Er rieb sich mit fast komischer Geschwindigkeit die Hände.

„Ein großes Bravourstück von Rubinstein; es ist neu, deshalb muß ich es üben, weil ich es doch auswendig spielen möchte."

„So, jetzt muß ich wieder arbeiten." Er küßte Eva und ging mit etwas vorgebogenen Knieen aus dem Zimmer.

Eva sah ihm nach. „Ein bißchen Exerzieren sollte

eigentlich jeder Mann lernen, das könnte wirklich nicht schaden," murmelte sie. Sie nahm ihre Lorgnette vor und betrachtete ihn eine Zeit lang. Man konnte sich nichts Eckigeres denken als die Bewegungen dieses Mannes, ob er nun stand oder lag oder saß, immer war seine Stellung bar aller Anmut. Und die flechsigen, nervösen Hände! Sie mußte alle Kraft zusammennehmen, sich seine rührende Liebe zu ihr vergegenwärtigen, seinen unermüdlichen Fleiß, alle die große Güte, die er stets für seine Mitmenschen hatte, um ihn nicht komisch zu finden. Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken, daß ihr Kinn Lilis Köpfchen berührte, und dachte vor sich hin. Das that sie oft. Sie hatte immer vieles zu denken, was sie nicht aussprach und was sie gerade deshalb sehr beschäftigte. Es war oft ungereimtes Zeug und oft wieder gut und klug. Die Gedanken beschrieben immer einen Kreis und kamen wieder auf einen Punkt zurück, den Brennpunkt ihres Daseins — auf die Kinder.

„Da sitzt jetzt der Mann drinnen," dachte sie, „und arbeitet ganz ruhig und vermißt die süßen Kinder gar nicht." Sie drückte Lili fest an sich. „O, ihr armen Männer," sie machte ein geringschätziges Gesicht, „wie oft werdet ihr gewisser fragwürdiger Vorteile wegen, die ihr in der Welt genießt, beneidet. Ihr

seid zu bedauern, ihr kennt ja eines nicht, das Mutterglück, das einzige Ereignis im Leben, das bis jetzt die Erwartungen meiner Phantasie übertraf. Weil euch das fehlt, kennt ihr überhaupt kein Glück. Denn was ist alles andere im Vergleiche zu diesem! Wie kann man nur einen Mann beneiden! Allerdings bleibt euch auch das Fürchterlichste erspart, der Mutterschmerz, — es gibt keinen größeren!"

Beinahe krampfhaft umklammerte sie das Kind, das sie groß anschaute. Warum konnte sie nie ein Glück, ja kaum ein Vergnügen genießen, ohne daß sie sich das Ende desselben ausmalen mußte? So war immer jedes frohe Empfinden gestört, nie ein volles Aufgehen in demselben möglich.

Sie wurde unruhig, es fiel ihr ein, daß sie doch mit Lili ausgehen wollte. Mit der Kleinen auf dem Arm schritt sie in das anstoßende Schlafzimmer, an welches wiederum das Kinderzimmer stieß. Sie stolperte — „Herr Gott . . ." ein leiser Fluch, — setzte Lili auf den Teppich am Boden und hob den Schlafrock in die Höhe — „richtig, die Litze!" Sie hatte heute ihren schlampigen Tag; das heißt, die Litze war schon gestern ein Stück weit abgerissen und nur provisorisch mit einer Stecknadel hinaufgesteckt.

Ein Bein über das andere geschlagen, setzte sich

Eva an den Toilettentisch und fing an der Litze zu nähen an.

„Nein, was ist doch da für eine Luft!“ rief sie aus, „da sollen wir schlafen. Ach, diese Creszens! Es ist merkwürdig, daß Dienstboten keine Nasen für schlechte Stubenluft haben, und ich habe eine so schauderhaft feine Nase für alles. Das würden nun meine armen Kinder einatmen, wenn ich nicht da wäre.“

Rasch eilte sie, den Schlafrockzipfel, an dem sie gerade nähte, in der Hand behaltend, zum Fenster und riß es auf, dann setzte sie sich wieder an den Toilettentisch. Ihr Blick streifte den großen Spiegel vor ihr, sie sah aber gleich wieder weg, ihr Teint gefiel ihr heute gar nicht, er war fahl — und die kleinen roten Pünktchen! „Häßlich“ zischte sie. Sie war aber auch seit gestern nicht mehr an der Luft, sie ging so ungern aus.

Als sie vorhin das Fenster öffnete, fiel es ihr auf, daß sich der Himmel verdunkelte. Das ängstigte sie. Die kleine Lulu war ja noch fort und Creszens wartete wahrscheinlich vorn in der Lindenallee auf sie. Schnell warf sie einen Staubmantel über den Schlafrock, stülpte so eine Art Gartenhut auf, packte Lili und lief fort zur Allee. Auf der Straße fiel ihr ein, daß sie keine Handschuhe bei sich hatte, aber „das macht nichts,

hier außen sind ja nicht so viel Leute und überhaupt —“ Lulu lief ihr entgegen. Eva nahm nun beide Kinder, Lulu links, Lili rechts auf den Arm und ging mit ihnen lachend, scherzend, plaudernd, kosend dem Hause zu.

„Ach, ist das ein Glück, sie beide so da zu haben, so die Zusammengehörigkeit zu empfinden! Mein, mein! Das ist etwas, was mir allein gehört, die kleinen, hilflosen, geliebten Dinger.“

Die Kinder hatten eine unbändige Freude, so getragen zu werden, eines dem andern gegenüber; das konnte die alte Creszens nicht, aber Mama war kräftig, ihre Arme waren wie Stahl und Eisen, trotzdem sie so weich, so mollig aussahen.

Sie hörte nicht, daß die alte Creszens ein paarmal rief: „Frau Taubert, Frau Taubert, dort drüben geht der Herr Baron Rehbaum! Frau Taubert!“ Eva wollte nicht hören.

„Frau Taubert, er hat schon zweimal gegrüßt.“

„Was geht das mich an? Gelt, Kinder, wir thun, als ob wir ihn nicht sähen.“ Sie flüsterte ihnen zu: „Kinder, wir sehen ihn nicht, wir sehen ihn nicht!“

Die Kleinen kicherten, steckten die Köpfchen zusammen, und so lief sie mit ihnen in das Haus.

Eva an den Toilettentisch und fing an der Litze zu nähen an.

„Nein, was ist doch da für eine Luft!“ rief sie aus, „da sollen wir schlafen. Ach, diese Creszens! Es ist merkwürdig, daß Dienstboten keine Nasen für schlechte Stubenluft haben, und ich habe eine so schauderhaft feine Nase für alles. Das würden nun meine armen Kinder einatmen, wenn ich nicht da wäre.“

Rasch eilte sie, den Schlafrockzipfel, an dem sie gerade nähte, in der Hand behaltend, zum Fenster und riß es auf, dann setzte sie sich wieder an den Toilettentisch. Ihr Blick streifte den großen Spiegel vor ihr, sie sah aber gleich wieder weg, ihr Teint gefiel ihr heute gar nicht, er war fahl — und die kleinen roten Pünktchen! „Häßlich“ zischte sie. Sie war aber auch seit gestern nicht mehr an der Luft, sie ging so ungern aus.

Als sie vorhin das Fenster öffnete, fiel es ihr auf, daß sich der Himmel verdunkelte. Das ängstigte sie. Die kleine Lulu war ja noch fort und Creszens wartete wahrscheinlich vorn in der Lindenallee auf sie. Schnell warf sie einen Staubmantel über den Schlafrock, stülpte so eine Art Gartenhut auf, packte Lili und lief fort zur Allee. Auf der Straße fiel ihr ein, daß sie keine Handschuhe bei sich hatte, aber „das macht nichts,

hier außen sind ja nicht so viel Leute und überhaupt —“ Lulu lief ihr entgegen. Eva nahm nun beide Kinder, Lulu links, Lili rechts auf den Arm und ging mit ihnen lachend, scherzend, plaudernd, kosend dem Hause zu.

„Ach, ist das ein Glück, sie beide so da zu haben, so die Zusammengehörigkeit zu empfinden! Mein, mein! Das ist etwas, was mir allein gehört, die kleinen, hilflosen, geliebten Dinger.“

Die Kinder hatten eine unbändige Freude, so getragen zu werden, eines dem andern gegenüber; das konnte die alte Creszens nicht, aber Mama war kräftig, ihre Arme waren wie Stahl und Eisen, trotzdem sie so weich, so mollig aussahen.

Sie hörte nicht, daß die alte Creszens ein paarmal rief: „Frau Taubert, Frau Taubert, dort drüben geht der Herr Baron Rehbaum! Frau Taubert!“ Eva wollte nicht hören.

„Frau Taubert, er hat schon zweimal gegrüßt.“

„Was geht das mich an? Gelt, Kinder, wir thun, als ob wir ihn nicht sähen.“ Sie flüsterte ihnen zu: „Kinder, wir sehen ihn nicht, wir sehen ihn nicht!“

Die Kleinen kicherten, steckten die Köpfchen zusammen, und so lief sie mit ihnen in das Haus.

2.

Eva ordnete Blumen in eine große Majolikavase. Sie hatte viele Bouquets bekommen. Das war das einzige, was sie von ihren Bekannten annahm. Blumen machten ihr Freude. Ueberall in der Wohnung wollte sie welche haben, auch im Winter, das heißt, nur lebende, ja keine Makartbouquets, denn diese waren ihr gräßlich. „Sie haben etwas Leichenhaftes," sagte sie, „ich begreife nicht, wie ein Künstler auf die Idee dieser gefärbten Grasbouquets kommen konnte!"

Sie stellte Blumen auf den Kredenztisch im Eßzimmer, dann welche ins Klavierzimmer, dann in die Arbeitsstube ihres Mannes auf das Fenstersims, „damit Du auch etwas Duftendes im Zimmer hast," sagte sie zu Andreas im Vorbeigehen und küßte ihn auf die Stirn.

Er hatte eben wieder geschnupft und drehte die Dose noch zwischen den Fingern.

„Wirst Du Dir denn das Schnupfen jetzt ganz angewöhnen? Als ich Dich kennen lernte, thatst Du es noch nicht."

„Ja," sagte er, wieder fortzeichnend, „das ist gut für meine Augen, ich bilde es mir wenigstens ein."

„Nun ja," erwiderte sie gutmütig, „dann schnupfe nur, ich muß mich eben daran gewöhnen."

„Eva," sagte er freudig und rieb sich blitzartig schnell die Hände, — „es wird gut."

Sie sah auf Vorlage und Kupferplatte: „So, das freut mich, ich verstehe nur nicht sehr viel davon. Wie lange wirst Du denn noch brauchen?"

„O, mein Kind, noch ein halbes Jahr."

„Gott im Himmel," dachte sie, während sie in den beiden anderen Zimmern den Staub abwischte, sie hatte heute ihren ordentlichen Tag und säuberte die Kleinigkeiten, mit denen alle Brettchen, Eckchen und Möbel besät waren, mit unermüdlichem Fleiß, „nein, muß so ein Kupferstecher lange arbeiten, bis er lumpige tausend Mark einnimmt. Wie angenehm ist es doch, daß ich auf so leichte Art viel mehr verdienen kann als er. Ich mag ihm oft gar nicht sagen, wie viel ich bekomme, am Ende würde es ihn verdrießen. Der arme Mann plagt sich so."

Jedes hatte seine eigene Kasse. Eva gab zum Haushalte von dem ihren aus, so lange sie etwas hatte, dann kam sie zu ihm um Geld. Sie waren beide keine guten Rechner. Er kannte den Wert oder Unwert des Geldes noch weniger als sie. In einem Zeitraum, wo sechshundert Mark verausgabt wurden,

glaubte er, zweihundert hätten gereicht. Eva mußte oft heimlich lachen, aber sie sagte nichts; er sollte nicht mit so etwas geplagt werden, er ist so nervös, das würde ihn in seiner mühsamen Arbeit stören, und er braucht eine ruhige Hand.

„Lieber Gott, er weiß ja gar nichts vom Leben, seine Mutter hat ja immer für alles gesorgt bis zu seiner Verheiratung. Er war noch nie im Leben allein, er weiß nichts, gar nichts."

Eva achtete das Geld nicht, sie nahm es leicht ein, gab es leicht aus. Luxus trieb sie nicht, wenigstens keinen solchen, der ins Auge sprang. „Ich weiß nicht, wie's kommt," sagte sie oft, „daß das Geld in meinen Händen verschwindet; ich treibe doch keinen Luxus, das bißchen Blumen höchstens —"

Allerdings waren bei kaltem Wetter die sämtlichen Wohnräume geheizt, damit die Kinder sich überall aufhalten konnten, ohne schroffen Temperaturwechsel. Allerdings waren auch alle Räume inklusive Treppe und Korridor beleuchtet, bis alles zu Bette ging. Und dann hatte Eva nicht immer Zeit, das Ausgabenbuch der Köchin durchzusehen, und ihr Mann wußte überhaupt nicht, daß es ein solches gab, und Ricke, die Köchin, war auch kein Mustermädchen — nein, nichts weniger als das. Eva ahnte das wohl, aber „sie

hat ein Kind, da muß man Rücksicht nehmen.“ Dann gab Eva allen, die etwas von ihr verlangten, geradezu unsinnige Summen, ob aus Wohlthätigkeit oder Gleichgiltigkeit gegen den Mammon? Ihr Mitleid erstreckte sich eigentlich nur auf Kinder und Kranke, da gab sie aus wirklicher Ueberzeugung, im übrigen vielleicht nur, weil sie nicht wußte, wie sie es abschlagen sollte.

Andreas bekam Besuch. Es war Baron Rehbaum, der Kunstmäcen, der den Stich bestellt hatte, der gerade in Arbeit war.

Eva mochte ihn nicht, Andreas aber sprach gern mit ihm, er behauptete, Rehbaum wäre Mäcen aus künstlerischer Begeisterung und nicht wie die meisten aus Eitelkeit. Auch bezahlte er gut, war eine hochangesehene Persönlichkeit, und da er doch manchmal nach seinem Bild sehen wollte, mußte man seinen Besuch annehmen.

Er kam allerdings öfter, als es gerade notwendig war, aber es fiel ihnen nicht auf.

„Darf ich die Ehre haben, Ihrer Frau Gemahlin meine Bewunderung auszudrücken? Sie hat neulich im Gewandhauskonzert wunderbar gespielt!“

„Eva!“ rief Andreas ins Zimmer hinaus, „der Herr Baron möchte Dich begrüßen. Gehen Sie nur hinaus, Herr Baron, sie ist da draußen.“

Rehbaum ging ſuchend durch das altdeutſche Zimmerchen ins Klavierzimmer. Da ſtand ſie, nicht gerade ſehr freundlich ausſehend; die Falte zwiſchen den Augenbrauen war heute recht ſichtbar; ihr Vater nannte ſie Zornesfalte, ſie hatte ſie ſchon von kleinauf, nur wurde ſie von Jahr zu Jahr ſchärfer.

„Frau Taubert," begann der Baron begeiſtert, „Sie ſind eine göttliche Künſtlerin!"

„O, bitte, bitte, bitte, Herr Baron — Künſtlerin, das bin ich nicht! Ich produzire nichts, ich mache nur das Publikum mit dem bekannt, was ein Künſtler geſchaffen hat. In meinem Kopf entſteht nichts Neues — ich reproduzire. Dazu gehört Technik und Verſtändnis, weiter nichts."

„Geniale Technik, geniales Verſtändnis iſt auch Kunſt, meine Gnädige."

Sie ſchob geringſchätzig einen Augenblick die Unterlippe vor.

„Wenn Sie nun die Welt ſo entzückt haben wie geſtern, ſo hingeriſſen — was thut denn nur da Ihr Herr Gemahl, wenn Sie zu Hauſe wieder beiſammen ſind?"

„Wieſo?"

„Nun, ich meine, iſt er da nicht außer ſich, ja vernichtet von Ihrem Genie? Liegt er da nicht anbetend zu Ihren Füßen?" Er war ganz nahe an

sie heran getreten: „Wie benimmt er sich, was spricht er da?“ Eva mußte lächeln, wenn sie sich ihren Mann anbetend zu ihren Füßen vorstellte.

„Er sagt einfach, ich hätte wieder gut gespielt,“ antwortete sie.

„So — verzeihen Sie,“ fiel der Baron ein, „ein gewöhnlicher, vom Schicksal nur mit trivialen Gütern bedachter Sterblicher wie ich, stellt sich eben die Gefühls- und Gedankenwelt eines solch glücklichen Mannes anders vor. Wir stellen uns ja auch jedenfalls den Himmel anders vor, als er ist,“ fügte er leise hinzu. Er lächelte und sah sie hingebend an. „Ja,“ fuhr er in einem andern Tone fort, „Sie sind eine große, geniale Künstlerin, und wie Sie ausgesehen haben in dem crêmefarbenen Kleid! Ausgesehen —!“ Er machte eine küssende Bewegung mit den Lippen.

„Ach, Herr Baron, aussehen kann ich wie ich will, wenn ich nur gut spiele!“ Sie war fast ärgerlich.

„Warum sind Sie gegen mich so barsch?“ sagte er traurig.

„Ach, ich kann es nicht leiden, wenn man mit mir über mein Aussehen spricht.“

„Ist das Bescheidenheit oder —?“

„Bescheidenheit? Nein, ich bin gar nicht bescheiden, ich bin sogar manchmal sehr hochmütig!“

Ihre Augen blickten ihn kühl an.

Er sah forschend im Zimmer umher und begann etwas verlegen:

„Darf ich vielleicht fragen, haben Sie — meinen Kranz schon — weggeworfen?“

„Nein, Herr Baron, hier ist er.“ Sie holte ihn aus einer Ecke des Zimmers, wo er auf einem Tabouret lag.

„Herr Baron, Sie sind immer so aufmerksam und freundlich, wenn ich konzertire. Ich bitte Sie, schicken Sie mir keinen Kranz mehr. Wissen Sie, ich habe eine so dumme Phantasie. Ich meine, Kränze gehören den Toten! Wenn ich einen Kranz sehe, sehe ich immer gleich den Toten dabei. Also ich bitte —“ Sie gab ihm die Hand, er drückte sie in seiner fleischigen, weichen — sie entzog die ihrige schnell, er suchte nach ihren Augen, ihren mandelförmigen kalten — und dann ging er.

Im Hinabschreiten durch das dämmerige Treppenhaus für sich:

„Ach, was gäbe ich darum, wenn ich diese Augen einmal in leidenschaftlich unsinniger Glut aufflammen sähe! Vermögen sie das? Der Gedanke verzehrt mich.“

3.

Lulu und Lili sprangen und tollten im Kinderzimmer herum wie kleine, lustige Knaben. Creszens, ein altes Dienstbotenerbstück der Familie Mirian, versuchte vergebens, einige Ordnung in die planlosen Spiele der Kinder zu bringen. Ihre schwarze Spitzenhaube, ausgeputzt mit einer Schleife von gräßlicher Bläue, war ganz schief auf dem Kopfe.

„Lustig sein ist schon recht, aber verrückt muß man deswegen doch nicht sein. Sehen Sie, Fräulein," sagte sie zu Fräulein Isabella Rüdinger, einer ältlichen Jungfer mit aufgedunsenem Gesicht und bläulichen Fischaugen, „da ist sehr viel die Frau Taubert selbst schuld, die sagt immer, die Kinder sollen nur springen und lustig sein bis in ihr achtes oder neuntes Jahr, dann fängt man erst an, sie einiges zu lehren, aber ja nicht zu viel!"

Creszens fand zwar wenig Gehör bei Fräulein Isabella und gar keine Erwiderung, aber sie sprach und erzählte zu gerne, wenn sie nur ein williges Gefäß hatte, in das sie ihren Redefluß ergießen konnte.

„Und wenn man so wie ich eine Frau kennt, seit sie auf der Welt ist, wird es einem schwer, sich so in alle die sonderbaren Sachen zu fügen, die sie

sich einbildet. So darf man zum Beispiel den Kindern keine Märchen erzählen. Märchen sind Lügen sagt sie; sie erregen die Phantasie der Kinder, und das ist schlimm, sagt sie."

Fräulein Rüdinger nickte gelangweilt. Für Kinder und Kinderangelegenheiten interessirte sie sich überhaupt nicht, obwohl sie sich das vor Eva nicht merken ließ. Sie wäre gerne hinüber in ein anderes Zimmer gegangen, um das Geschwätz nicht hören zu müssen, aber sie fürchtete dort mit Herrn Taubert zusammenzutreffen, und dieser war ihr ein ungeheuer unangenehmer Mensch.

„Und wissen Sie, Fräulein, Frau Taubert war ein eigenes Kind; in meinem Leben habe ich noch kein solches gesehen. Einmal hat sie von weitem Berge gesehen, blaue Berge, das heißt, sie schienen ihr blau, und weil sie halt gar so bat, sie möchte die Berge einmal in der Nähe sehen, nahm sie ihr Vater, der Herr Mirian, eines Tages mit weit fort ins Gebirg. Da zeigte ihr der Vater die Berge in der Nähe. „Die grünen da," sagte sie, „nein, die will ich nicht sehen, ich will die blauen," und sie wollte gar nicht glauben, daß es keine blauen gäbe, und schrie und zappelte und weinte so, daß sich ihr Vater schämte und wieder heim ging."

Fräulein Isabella lächelte, und Creszens fuhr fort: „Ihr Vater, der Herr Mirian, ja, das war ein fleißiger Mann, der hat sich geplagt, um das nötige Geld für die große Familie herzuschaffen. In ganz Regensburg ist er jeden Tag herumgelaufen und hat Stunden gegeben, lieber Gott, er war ja nur ein armer Stadtmusiker. Die Mutter war ein wenig unordentlich im Hause, aber herzensgut, ach, so gut. Es gab oft Zank und Streit und Spektakel, denn er war sehr genau und sehr jähzornig. Die Eva hat sich das immer so zu Herzen genommen. Oft ist sie in einem Winkel gesessen und hat sich die Ohren zugehalten, damit sie den Jammer nicht hörte. Einmal hat man sie aus dem Wasser gezogen, aus dem Stadtbach; sie war damals noch ein kleines Ding. Als sie dann mit vieler Mühe zum Leben zurückgebracht wurde, war sie ganz traurig und sagte, in der Klosterschule hätte man ihr erzählt, wenn man stirbt, wird man ein Engel und kommt in den Himmel, und da sei's so schön, daß sie vor Sehnsucht darnach nicht habe warten wollen, bis sie von selber stürbe. Sie wollte sehen, ob es wirklich im Himmel so schön sei, und nun hätte man sie daran verhindert. — Lulu, Lili, allmächtiger Gott; Kinder, seid ruhig, ich halte es nicht mehr aus!“

„Die Kinder sind böse," sagte Fräulein Rüdinger.

Das beleidigte Creszens. „Nein, böse sind sie nicht, das kann man nicht sagen, nur lustig." Dann erzählte sie wieder weiter, wie talentvoll die kleine Eva war, wie der Bülow und der Liszt gesagt hätten, sie sei ein großes Talent, und wie sie bei der Frau Fürstin spielen durfte und dann nach München kam in die Musikschule. Vieles davon wußte zwar Fräulein Rüdinger schon, aber was wollte sie machen, das Uhrwerk Creszens' war einmal aufgezogen und so lief es fort ohne Aufenthalt. Ergeben in ihr Schicksal seufzte Fräulein Rüdinger; sie wollte eben Evas Rückkehr erwarten. Sie wußte ganz genau, daß die Alte nun berichten werde, wie Eva dann in Leipzig zum erstenmal öffentlich aufgetreten und wie sie da gefeiert worden sei, wie sie im Triumph durch Deutschland gezogen. Und so kam es auch. Creszens fuhr fort, ohne auf die Kinder zu achten. „Und wie einfach ist die Frau trotz dieser Erfolge geblieben, was ist sie für eine Gattin und Mutter!"

„Ja," sagte Fräulein Rüdinger stolz, „meine Freundin ist eine geniale Frau." Creszens nahm jetzt doch die erhitzte Lili auf den Arm, zu ihrem Glück, denn Eva kam gerade hereingestürmt.

„Grüß Dich Gott, Isa! Aber Lili ist rot! Hat

ſie denn ſo getobt? Komm zu mir, Lulu.“ Lulu kletterte auf ihren Schoß. „So, nun beruhigt euch vor dem Schlafengehen noch, damit ihr nicht ſo erhitzt zu Bette kommt, das iſt nicht gut!“

Nun waren ſie glücklich, Mutter und Kinder. Eva erzählte den Mädchen etwas und liebkoſte ſie abwechſelnd. Nach einiger Zeit verlangte Lili nach Creszens.

Iſa rief aus: „Ach, Kind, biſt Du dumm, wenn Du bei Deiner Mama bleiben kannſt, wirſt Du doch nicht nach der Creszens verlangen?“

„Aber, Iſa,“ ſagte Eva lächelnd, „das iſt doch ſehr natürlich, die Kinder haben dasjenige Weſen am liebſten, das am meiſten um ſie iſt, und wenn es ſogar ein Ausbund von Häßlichkeit wäre. Da, Creszens, nehmen Sie Lili, ich weiß, daß ſie Sie lieber hat als mich, ich bin nicht böſe deshalb, ich bin es ja doch, die die Kinder am innigſten liebt.“

Iſa ſchüttelte den Kopf. „Nein, das würde mich ärgern.“

„Liebe Iſa, das meinſt Du nur. Wenn Du ſelbſt Mutter wärſt, würdeſt Du anders denken. Mutterliebe braucht keine Erwiderung und ſie iſt doch unerſchöpflich. Aber das weißt Du nicht, Du arme Iſa.“

Sie ſchlug ſie lächelnd auf die Schulter.

4.

Fräulein Isabelle Rüdinger, von Eva kurzweg Isa genannt, war Freundin, Faktotum und Weihrauchspenderin im Hause Taubert. Andreas, dem es überhaupt nicht möglich war, schlecht von irgend einem Menschen zu denken, kümmerte sich nicht viel um sie, er bekam sie höchstens manchmal bei Tisch zu sehen, denn sie vermied es, wie sie nur konnte, mit ihm allein zusammen zu kommen. Er war ihr ungeheuer zuwider. „Er ist ein Tugendprotz," sagte sie, „er verdient diese Frau gar nicht. Ich finde es geradezu arrogant von diesem Mann, seine Augen zu solch einer Frau erhoben zu haben."

Isa aß ab und zu bei Tauberts, trug auch manches hübsche Kleid, manchen Hut von Eva, den sie zu erlangen wußte, indem sie behauptete, er passe nicht für Eva. Ach, und diese schenkte so gern mit vollen Händen. „Der armen Person" vollends konnte sie nichts versagen. Heute wollten sie einmal Spaßes halber in ein Vorstadttheater gehen. Eva war schon zum Ausgehen angekleidet. Sie sah beinahe hübsch aus und war sehr sorgfältig angezogen, was gerade nicht immer der Fall war. Das bastseidene, enganliegende Kleid stand ihr gut. Das Haar trug sie

in der Mitte gescheitelt in leichten natürlichen Wellen, nur an den Schläfen waren kleine Löckchen. Die schweren hellbraunen Zöpfe hatte sie um den Kopf gelegt.

Isa behauptete, diese Frisur wäre das Apartste an ihr. Sie könne, im Gegensatz zu anderen Frauen, die Haare gescheitelt tragen; sie brauche die Stirnlöckchen nicht, denn ihr Haar wäre so wunderbar schön angewachsen, daß es, wenn es lose frisirt ist, doch in die Stirne hereinfällt. Die niedere Stirne, die jetzt Mode ist und die sich andere Frauen erst künstlich herstellen müssen, habe sie von Natur.

Evas Erscheinung fesselte, ohne schön zu sein. Sie hatte einen eigenen, regellosen Reiz, der nicht bestach, aber allmälich um so tiefer wirkte, und den sogar Frauen manchmal eingestehen mußten. Eine Mischung von Herbheit, Scheu, Stolz und allerlei anderem, wofür man nicht immer die Bezeichnung findet, war der Grund, daß viele ihr Wesen undefinirbar nannten. Ihre Augen hatten oft einen unheimlich kalten Ausdruck, wie ein Gespenst, und doch konnten sie so unendlich strahlend von Güte und Glück sein, wenn sie zu Hause bei den Kindern war. Wirklich schön war ihre Gestalt; ein Körper von seltenem Ebenmaß und gesunder Fülle, von weichen, behenden

Bewegungen wie die einer Katze. Sie trug sich immer einfach. Ihr einziger Luxus waren seidene Unterkleider. Frou-Frou-Geräusch! Das leise Knistern bei jeder Bewegung liebte sie. Schmuck haßte sie. Alle ihre Kleider hatten Aermel, die nur wenig über den Ellenbogen reichten; es war ihr bequem, bloße Vorderarme zu haben, des Klavierspiels wegen.

Wie erwartend saß sie am Flügel und phantasirte. Die Kinder schliefen. Musik weckt niemand auf. Ihr Mann war in einer Herrengesellschaft, die er jede Woche zweimal für kurze Zeit zu besuchen pflegte, hauptsächlich um ausländische Zeitungen zu lesen. Er wollte in zwei Stunden wiederkommen. Auch Doktor Reiser, der Hausarzt und Freund Tauberts, beabsichtigte mit ihnen zu gehen.

Da hörte sie Lilis Stimme. Das Kind weinte.

Schnell lief Eva in das Kinderzimmer zu Lilis Bettchen. Die Kleine saß aufrecht und schaute ängstlich im Zimmer umher. Eva leuchtete in alle Ecken hinein, um Lili zu überzeugen, daß nichts Furchtbares da sei, dann setzte sie sich zum Bettchen, streichelte die kleine Hand und sang mit eigentümlicher, knabenhafter Stimme ein Liedchen, dessen Kehrreim lautete: „Und die arme Mutter weint.“ Bei dieser Stelle liefen ihr die Thränen übers Gesicht, ihre Phantasie umgab sie

wieder einmal mit dunklen Schattenbildern. Lili schlief ein.

Eva ging ins Klavierzimmer zurück, wo sie Doktor Reiser bereits erwartete. Er war schon seit langer Zeit der Freund des allerdings viel jüngeren Andreas und zufällig der Arzt Evas, seit sie sich ständig in Leipzig niedergelassen. In dieser doppelten Eigenschaft kam er oft in Tauberts Haus; und besonders seit sich Eva ausnahmsweise dazu herbeiließ, Therese, das einzige Kind des Doktors, der seit langem Witwer war, im Klavierspiel zu unterrichten, war der Verkehr zwischen den beiden Familien ein ziemlich reger. Das Taubertsche Ehepaar ging selten in Gesellschaft. Eva hatte anfangs viel Lust dazu, aber nach und nach fand sie, daß es albern sei, in Gesellschaft zu gehen; man gewänne nichts dabei, sie hätte sich das viel reizvoller gedacht, aber nun sähe sie, daß die ganze Geschichte im günstigsten Falle auf ein Kokettiren mit Geist, Witz, Kenntnissen und Schönheit hinausläuft, im ungünstigen auf eine menschenunwürdige Medisance. Das alles war ihr zuwider, sie mochte nichts davon wissen. „Ausnahmsfälle soll es ja geben, die kenne ich aber leider nicht."

Der Doktor hatte Eva sehr lieb; er achtete sie hoch als Künstlerin und pries sie am höchsten als

Mutter. Allen seinen Patientinnen stellte er sie als Muſtermutter hin. Er bewunderte, wie sie Kunſt und häusliche Pflichten ſo gut vereinigen konnte; auch gefiel ihm ſo ſehr, daß ſie gar kein großes Weſen aus ihrer Kunſt machte und keine Spur von irgend einer Koketterie an ſich hatte, auch nicht die geringſte.

Daß es manchmal in der Haushaltung oder an ihrer Toilette etwas zu tadeln gab, das entſchuldigte er gern; erſtens mußte ſie viel üben, und dann war ſie durchaus nicht das, was man eine gute Hausfrau nennt, im Gegenteil, ſie verſtand es gar nicht, mit den Dienſtboten umzugehen und ſie Mores zu lehren.

Sie ſprach gern mit dem Doktor über alles mögliche, über ihre Zukunft, die ſich immer nur um das Glück der beiden Kinder drehte, über ihre Vergangenheit, die voll Mühen und allerlei Widerſprüchen, aber ohne Schuld war. Oft bewegte ſich das Geſpräch auch um ihre früheſte Kindheit. „Es iſt ſo lange her,“ ſagte ſie, „daß ich ſchon darüber reden kann. Ach, ſie iſt traurig geweſen, meine Kindheit, und ich möchte ſie um keinen Preis zurückwünſchen.“

Was ſie da erzählte, war ſo unheimlich, ſo kraus und bunt, daß ſie wohl froh ſein durfte, all das hinter ſich zu haben, und nun durch Herzens- und

Verstandesreife gesundet zu sein. Wie rücksichtslos sie mit diesen Bekenntnissen gegen sich selbst war!

Einst hatte sie eine Mitschülerin beneidet, weil diese ihren Vater verloren hatte und nun mit dem Nimbus des Unglücks und dem Anspruch auf Bedauern in schwarzem Kleid und Crêpeschleier einhergehen durfte.

Als dann zwei Jahre später Evas eigener Vater starb, den sie sehr geliebt hatte, glaubte sie vor Schmerz und Sehnen nach ihm nicht mehr leben zu können und wurde lange Zeit tiefsinnig. Auch fand sie es so interessant, augenleidend zu sein, und deshalb verband sie sich sehr oft ein Auge. So gab es noch vieles verrückte Zeug zu beichten.

„Und nun bin ich doch ziemlich glücklich und gescheit geworden," lachte sie. „Schade, daß es mein Vater nicht erlebt hat."

Doktor Reiser bildete sich auf seine Menschenkenntnis sehr viel ein und glaubte auch den Charakter Evas genau erforscht zu haben. Nur eines war ihm immer unklar geblieben. So oft er auch von der Sache anfing, er kam nie zu Ende, er konnte es nie erfahren: „Warum hat diese Frau diesen Mann geheiratet? Gerade diesen! So gefeiert und umschwärmt wie selten ein Mädchen — und diesen

Mann zu wählen, der so schlecht zu ihr paßt. — Kann man sich eine größere Ironie denken?"

Der Doktor hätte ihr einen Mann gewünscht mit einer eisernen Faust, fähig, das seltsame Geschöpf fest, energisch, unerbittlich und doch liebevoll auf der rechten Bahn festzuhalten. Dann wäre Eva vielleicht ein Weib geworden, dem unter vielen der erste Kranz gebührte. Vielleicht! — Aber dieser Andreas Taubert, weich, zartfühlend, von puritanischer Sittenstrenge, pedantisch rechtlich, sozusagen fehlerlos, und dann doch wieder mit diesem sonderbaren, oft unangenehm berührenden eitlen Bewußtsein all dieser Vorzüge — wie wollte er diese exzessive weibliche Phantasie beherrschen?

Doktor Reiser hatte immer gefürchtet, daß diese Vereinigung keine glückliche Ehe geben könne, eben weil die genial sichere Faust fehlte.

Eva begrüßte den Doktor heute besonders herzlich. „Herr Doktor, ich muß offen sagen, daß ich heute gar keine Lust habe, in das dumme Theater zu gehen, obwohl ich ‚Milans Rache' sehr gern gesehen hätte. Aber Lili schläft so unruhig, vielleicht bekommt sie Stockzähne; ich bliebe gern zu Hause. Bleiben Sie doch auch bei uns, lieber Doktor, teilen Sie unser Mahl." Der Doktor blieb gern. Es war so traulich

da im Klavierzimmer. Die rosa Beleuchtung, das zarte Parfüm der Blumen, alles war so stimmungsvoll, und der Doktor war ein Stimmungsschwärmer.

Eva setzte sich ans Klavier und phantasirte leise. Er betrachtete sie mit Wohlgefallen. Wie Arme und Hände und Oberkörper so kräftig anmutig sich bewegten! Sie wußte recht gut, wie gern er ihr immer zuhörte. Was spielt sie denn da? Das ist keine eigene Phantasie mehr. Es kam ihm bekannt vor und doch wieder nicht!

„Was ist das, was Sie da spielen?"

„Warum." Sie bog den Kopf zurück.

„Warum?"

„Ja ja, es ist ein kleines Phantasiestück von Schumann, welches ‚Warum' heißt."

„Komisch!" Er schüttelte den Kopf.

„Ja, das ist richtig, eine Frage ohne Antwort ist meist komisch."

„Nein nein, das meine ich nicht, sondern es ist komisch wie Sie das spielen! Ich kannte das Stück gar nicht wieder, und doch hab' ich es von meiner Therese schon manchmal gehört. Die spielt es ganz anders."

„Ich weiß. Therese spielt es, wie es Schumann vorgeschrieben hat: ‚Langsam und zart', so muß es

jede Schülerin ſpielen. Ich ſpiele es, wie ich will, Schumann wird mir's nicht übel nehmen! So etwas kann jeder ſpielen, wie es ihm gerade paßt."

Der Doktor lachte. „Bei Ihnen klingt's wie ein Hexenſang. Bizarr!"

„Oho!"

Noch einmal ſpielte ſie die erſten Takte, jedoch mit anderem Ausdruck: „Iſt das nicht ſonderbar, Doktor, daß mir dieſes Ding ſo oft in die Finger fließt, wenn ich mich ans Klavier ſetze? Ganz von ſelbſt!"

„Was gefällt Ihnen ſo ſehr daran?"

„Der Titel reizt mich. Was hat Schumann damit gemeint, gefragt? Da kann ſich jeder was anderes vorſtellen, darum kann es jeder anders ſpielen."

Sie ging mit einemmale in ein kleines ländliches Liedchen über und lächelte den Doktor an, indem ſie den Kopf mit dem Takt wiegte: „Das habe ich als junges Mädchen ſo gern geſpielt, ach, da ſchwelgte ich förmlich in Wehmut. Es heißt ‚Die Alpenklage'. Ach, ich ſage Ihnen, Doktor, der Schmerz, den ſich die Jugend einbildet, iſt zum Totlachen. Denken Sie nur, als ich Klavierſpielen lernte und manchmal nicht gerade recht fleißig war, da hielt mir mein Vater eindringliche Reden. ‚Mein Kind,' ſagte er

gravitätisch, ‚Du bist die beste meiner Schülerinnen, den Fingersatz brauche ich dich gar nicht zu lehren, den findest Du von selbst, das ist ein großes Zeichen von Talent; was die anderen mühsam erringen, das fliegt Dir nur so an, und Du bist ein armes Mädchen, schön bist Du auch nicht, also nütze die Gaben aus, die Du hast, sei fleißig, damit Du eine berühmte Pianistin wirst. Und selbst wenn man Musik nur zu seinem Vergnügen treibt, wozu Du aber keine Berechtigung hast, ist sie eine Trösterin im Leid; beinahe jeder Mensch erlebt einmal einen großen Schmerz‘ — Hoffentlich! dachte ich mir damals — Doktor! Was sagen Sie dazu? Eine solche Dummheit!“

Sie lachte. „Ich dachte mir ein Leben unendlich langweilig, das gleichmäßig angenehm dahinfließen würde. Ich wünschte wirklich einmal im Leben einen großen, unfaßbaren Schmerz zu erfahren. Ueberhaupt reizte mich alles Unbekannte. Aber jetzt bin ich nicht mehr so. Ich will nichts mehr erleben, o nein, der Tod meines Vaters und meiner Brüder reicht gerade hin. — Ich bin zwar noch nicht so alt, aber — — nein nein, nur keinen Schmerz!“ Sie hatte während des Sprechens immer leise gespielt; nun brach sie ab, stand rasch und erschrocken auf. „Lili! — Haben Sie nicht gehört?“

Schnell eilte sie durch das Schlafzimmer zu den Kindern hinein. Es war nichts, sie schliefen. Creszenz war mit dem Strickstrumpf in den Händen eingenickt. Ganz still war's im Zimmer, nur die Kinder atmeten hörbar. Eva lauschte, ob die Atemzüge voll und gleichmäßig waren, betrachtete abwechselnd Lulu und Lili und ging wieder hinaus.

„Es ist nichts. Alles wohlauf! Ich glaube, es war nur eine Halluzination."

Sie kramte in den Noten.

„Ich möchte Ihnen gern etwas vorspielen, ich habe mir extra etwas beiseite gelegt."

Sie warf die Noten durcheinander: „Dummes Zeug," sagte sie und schleuderte ein Heft hin, „Mist!" da flog wieder ein Heft auf den Boden, „ditto," sie hielt dem Doktor ein neues Heft unter die Nase und klopfte mit der Hand darauf. „Sehen Sie, Doktor, wenn ich so etwas spielen muß, — leider bin ich manchmal gezwungen dazu — da möchte ich es wahrhaftig machen wie mein verehrter Lehrer Bülow. Ich möchte eine Rede halten: Verehrtes Publikum! Das, was ich jetzt spielen werde, entspricht zwar gar nicht meinem Geschmack, ja, ich verachte es sogar, aber — ich spiele es, um dem Teil des verehrten Publikums, der nichts versteht, auch eine Freude zu machen!"

„Was spielen Sie denn am liebsten?“

„Am liebsten? Je nachdem! Beethoven vor allem! — Sein Schmerz ist zwar der eines gekreuzigten Heilandes, sogar seine Scherzi scheinen melancholisch, aber nur so lange, als man sich nicht vollständig in ihn hineingelebt hat; ist man so weit, dann wüßte ich nichts Vollkommeneres auf dem Klavier. Beethoven ist so recht der König der Klaviermusik, besonders in seinen späteren Sachen.“ Eva schlug einige Motive an. „Meinen Sie nicht?“

Sie ließ sich auf den Stuhl nieder und fing pianissimo das As-dur-Adagio von Beethoven zu spielen an. Der Doktor betrachtete sie wieder.

„Wenn sie spielt, ist sie wirklich hinreißend, das Gesicht wird da ganz anders. Die trotzigen Augen sind sonnig, und der Mund, halb geöffnet, sieht fast aus wie ein rotgesäumtes, niedliches Dreieck!“ dachte der lauschende Doktor.

Er hatte nur väterliche Gefühle für sie, aber daß sie ihm gefiel, daß sie ihn sehr interessirte, gab er gerne zu. Er ging im Zimmer umher und blieb vor einem Bild stehen, das in bronzirtem Rahmen an der Wand hing. Ein wundervoller Kupferstich, die heilige Cäcilia vorstellend. Es war Evas Gesicht, Hals und Haltung, aber idealisirt, vergeistigt.

„Betrachten Sie mein Bild, Doktor?“ rief sie lachend. „Nicht wahr, da bin ich hübsch?“

„Ja, das sind Sie. Ich habe gesehen, wie es geschaffen wurde. Nachdem Andreas Sie zum erstenmal spielen gesehen und gehört hatte, ging er mit mir nach Hause — ich weiß es noch wie heute — fest, zuversichtlich sprach er von Ihnen. Daß Sie einen Eindruck auf ihn gemacht hätten, der nie in seinem Leben verwischt werden könne. Er wolle Sie kennen lernen und — heiraten. Ich hielt ihn natürlich für übergeschnappt. — ‚Denn,‘ sagte er ganz ruhig, ‚ein Mann, der sich mit solchen Gefühlen, wie ich sie empfinde, einem Mädchen nähert, muß entweder geheiratet oder bei der ersten Annäherung zurückgewiesen werden, oder — das Mädchen ist eine elende Kreatur! Eva Mirian ist kein Weib, das mit ernsten Dingen Spaß treibt, das sieht man an ihrem tiefen, trotzigen Kinderblick. Sie wird mich keine Stunde um sich dulden, wenn sie nicht die Absicht hat, mein Weib zu werden, und ich werde nicht einen Augenblick meine Gefühle verbergen.‘ Das waren seine Worte. Wissen Sie, Frau Taubert, es ist mir heute noch unbegreiflich, wo dieser leidenschaftslose, zurückhaltende Mensch, den ich durchaus für keinen Helden hielt, den Mut hernahm, sich Ihnen in dieser Weise zu nähern.“

„Sehen Sie, Herr Doktor, Liebe macht mutig, und — der Erfolg spricht für ihn. Es ist ihm gelungen!“

Sie lächelte.

„Es scheint, er hat das fabelhafte Wesen Weib doch besser gekannt, als wir alle glaubten, denn er hat, nachdem er sich längere Zeit für alle Welt unsichtbar gemacht, den rechten Weg zu Ihrem Herzen gefunden, gerade durch dieses Bild, das er in der Einsamkeit schuf und wodurch er die Welt zur Bewunderung seiner eigenen Kunst zwang, indem er Sie verherrlichte.“

Es entstand eine kleine Pause.

Der Doktor fuhr scherzend fort: „Nicht wahr, Frau Eva, die eitle Namensschwester vom Paradies rührte sich doch ein wenig in Ihnen? Diese Huldigung eines großen Künstlers schmeichelte Ihnen doch?“

Eva sah nachdenklich vor sich hin. „Sie haben recht, es war das erstemal, daß mir die Huldigung eines Mannes schmeichelte; als ich das Bild ausgestellt sah, hatte ich den Wunsch, Andreas kennen zu lernen. Einen derartigen Wunsch hatte ich vorher nie gehabt.“

„Und sind doch schon viel geliebt, umschwärmt, angebetet worden?“

„Ach ja, sehr viel.“

„Schmeichelte Ihnen das nicht?“

„Schmeicheln?“ Eva ſah ihn erſtaunt an. „Wie könnte einem das ſchmeicheln? Doch eher das Gegenteil! — Man drängte ſich oft recht unpaſſend an mich heran. Ich reiſte eben immer nur mit meiner Mutter und ſpäter, als meine Mutter älter wurde — ganz allein oder mit einer Dienerin. Ich hätte oft von Herzen gern alle die ſogenannten Verehrer barſch fortgejagt. Allein —“

„Allein?“

„Ich weiß nicht. Ich glaube, es war mir nicht der Mühe wert, ſo viel Energie darauf zu verwenden. Ich war zu paſſiv, ließ die dummen Menſchen gewähren, das war mir bequemer.“

„Hm hm!“ hüſtelte der Doktor ein wenig ſkeptiſch.

„Ich weiß gar nicht mehr recht, wie's war.“

„Und als Sie dann Andreas kennen lernten? —“

„Das war etwas anderes; ſo ſelbſtlos, ſo übermenſchlich hat mich noch keiner geliebt. Er iſt ſo gut, wie ich überhaupt nicht glaubte, daß ein Menſch ſein könnte. ‚Güte iſt das Höchſte,‘ ſagte er oft. Ich habe früher nie einen Menſchen ſo reden hören und nie geahnt, daß es eine ſolche alles umfaſſende Güte geben könnte.“ Nach einer kleinen Pauſe: „Sie lächeln, Doktor, warum denn? Haben Sie

nicht das märchenhafte Gebot Christi für übermenschlich gehalten: Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen?“ —

„Gewiß, es ist übermenschlich. Seine Feinde lieben! Ich denke, es wäre schon das höchst Erreichbare, seinen Feinden zu verzeihen.“

„Das glaubte auch ich,“ erwiderte Eva sinnend, „und daß man ihnen sogar Gutes thun könnte, das glaube ich erst, seit ich Andreas kenne.“

„So, das glauben Sie jetzt?“ Er mußte wieder lächeln.

„Warum lächeln Sie immer, Doktor?“ sagte sie etwas unwillig.

„Liebe Frau Taubert, ich bin ein Mensch, der so etwas nur glaubt, nachdem er's erprobt hat. — Haben Sie das?“

Sie sah ihn an. „Nein, das nicht, aber ich glaube es unerschütterlich — es gibt überhaupt keinen Menschen in der Welt, dem ich so glaube wie meinem Andreas — ein Wort von ihm gilt für die Ewigkeit, und wenn es sein Leben kosten würde.“

„Ja, ja, er ist ein Mann von Wort wie selten einer.“

„Und er ist immer noch so unsäglich gut gegen mich, wie er es am ersten Tage war.“

„Sie schwärmen ja für Ihren Mann, und ich, dummer Mensch, dachte immer, Sie liebten ihn damals nicht, und konnte mir nicht erklären, warum Sie ihn heirateten. Sie haben ihn also geliebt?“

Sie sah ihn wieder an. „Natürlich! Es war eigentlich in meinem Leben der einzige Mann, den ich recht von Herzen lieb gehabt habe.“

„So — Und indem Sie ihn geheiratet haben, retteten Sie nicht nur den Menschen, sondern auch der Welt den Künstler.“

„Das weiß ich. — Er wäre durch meine Ablehnung vernichtet gewesen.“

„Also haben Sie sich gleich entschlossen, ihn zu heiraten?“

„Das heißt — ja, ja, gleich. Es ging nicht anders. Heiraten mußte ich doch einmal; ich wollte doch nicht aus der Welt gehen, ohne Ehe und Mutterglück genossen zu haben, das wollte ich doch um jeden Preis kennen lernen, und Andreas findet einen Brautstand, der länger dauert, als nötig ist, unanständig. — Ich muß gestehen, von all den Männern, die mir ihre Neigung darbrachten, gefiel mir eigentlich Andreas äußerlich am wenigsten — aber jeden andern hätte ich weniger heiraten wollen als ihn.“

Eva brach plötzlich ab und sprang vom Stuhle

auf, daß sich der Sitz knarrend drehte. „Warum, warum, warum?“ sagte sie singend, auf- und abwärts. Es klang wie eine chromatische Tonleiter. „Ach, darüber kann man nicht so reden, Doktor. Während so etwas geschieht, wird man ja so halb und halb mit fortgerissen.“

Noch eine Weile plauderten sie freundschaftlich und vertraulich miteinander, bis Andreas kam — pünktlich wie immer.

Das Abendessen wurde aufgetragen. Es war nicht besonders weit her. Ricke, die Köchin, war eben so faul — „ja, wenn ihr Kind nicht wäre —“ Die Haushaltung war in letzter Zeit wieder ein bißchen heruntergekommen, das Kinderzimmer ausgenommen, da war alles in Ordnung, sauber, fast tadellos. Wäsche, Kleidchen, auch die Speisen für die Kinder wurden von Eva sorgfältig gewählt und kontrollirt. Kochen konnte sie nicht selbst, denn sie mußte als Kind und junges Mädchen immer Klavierspielen; sie dachte auch in der ersten Zeit ihrer Ehe nie ans Kochen. Jetzt allerdings beklagte sie's manchmal, in dieser Kunst nicht bewandert zu sein, besonders wenn Ricke gar so schlechtes Zeug auf den Tisch brachte. Andreas sagte selten etwas darüber, und wenn er einmal eine Bemerkung machte, geschah es sanft und

rücksichtsvoll, meist humoristisch, nie verletzend. Er war ja an all das gewöhnt.

„Wenn nur Eva zufrieden ist, das ist die Hauptsache!“ pflegte er zu sagen.

Eva ließ guten alten Bordeaux heraufholen, „damit doch etwas Gutes da sei.“ Andreas erzählte einiges, was er im Klubrestaurant gehört hatte, unter anderem, daß die Schauspielerin Frau Arioli ein intimes Verhältnis mit einem jungen Financier haben soll. Obwohl Herr Arioli so ziemlich von dieser Thatsache überzeugt sei, behielte er seine Frau doch bei sich.

„O pfui, der Schuft!“ stieß Eva entrüstet heraus.

„Die Frau hätte noch dazu das Verlangen gehabt, sich scheiden zu lassen,“ sagte Andreas, „aber er will nicht.“

„Man kann oft nicht wissen, was für besondere Gründe und Umstände die Leute zu einem Benehmen veranlassen, das Uneingeweihten unfaßlich scheint. Soviel mir bekannt, sind zwei Kinder da,“ entgegnete der Doktor.

„Richtig, ein Knabe und ein Mädchen,“ sagte Andreas, während er aufstand und im Zimmer umherging; „ich an seiner Stelle würde den Jungen unter den einen Arm und das Mädchen unter den andern Arm nehmen und auf und davon gehen.“

Der Doktor lachte, auch Eva lächelte, ungläubig, unsicher.

„Das Mädchen gehört, meine ich, immer der Mutter," warf sie hin.

„Gehören, gehören! Der Mutter gehören! Die Kinder gehören selbstverständlich in einer richtigen Ehe den Eltern. Vater und Mutter haben ein gleiches Anrecht auf die Kinder. Aber in solchem Falle wird doch die Frau keinen Anspruch auf den Besitz eines Kindes erheben wollen. Denn wenn sie den Vater ihrer Sprößlinge nicht mag, wird sie sich doch auch um die Kinder nicht reißen, sie wird sie ebenso wenig mögen wie ihren Mann. Und wenn sie so thut, als läge ihr etwas an den Kindern, ist es Caprice oder Affektation. Von Liebe kann doch da keine Rede sein."

Andreas blickte überlegen auf die Beiden.

Eva schüttelte den Kopf, das Gespräch kam ihr furchtbar dumm vor.

„Na, man kann doch wohl in gewissen Fällen die Kinder wahnsinnig lieben und den Vater gar nicht, dünkt mich."

Der Doktor nickte zustimmend.

„Das könnte ich mir nur denken, wenn der Vater ein gemeiner Verbrecher wäre," bemerkte Andreas.

„O nein, das braucht er gar nicht zu sein," fuhr

Eva fort. Sie schämte sich beinahe vor dem Doktor, ihres Mannes verschrobener Ansichten wegen. Nein, so etwas hätte sie nicht für möglich gehalten! Was hat denn ums Himmels willen Mutterliebe mit der Liebe zu dem Manne zu thun? Das sind ja doch zwei ganz verschiedene Elemente! Und dann, was sollte ein Vater allein mit den Kindern anfangen, wenn die Frau so schlecht oder vielmehr so wahnsinnig wäre — denn nur im Wahnsinn traute sie das einem Weibe zu — und fortginge! Wenn sich Eva ihren Mann vorstellen müßte, mit Lulu und Lili allein! Nein, nein, diese Idee kann er doch nur im Scherz ausgesprochen haben. Die Welt ist ja doch kein Narrenhaus — und Andreas kein Verrückter.

Es klingelte. Isa kam, Eva ging ihr erfreut entgegen.

„Gott sei Dank, Isa, daß Du kommst, Du bist eine kluge Person!“

5.

An Evas Flügel saß ein fremdes Mädchen von zwölf Jahren und spielte Skalen. Eva saß daneben, nervös mit den Fingern an das Notenpult trommelnd. Sie war etwas bleich, die Augenbrauen nahe zusammengezogen.

Andreas kam überrascht aus seinem Arbeitszimmer. Wer spielte denn da? Das konnte doch Eva nicht sein, und Lulu auch nicht.

Eva lächelte ihn säuerlich an.

„Nicht wahr, da staunst Du?"

Er staunte wahrhaftig. Stunden geben war ihr doch immer so schrecklich, obwohl ihr schon viel dafür geboten worden ist, und nun —

„Man muß sich an alles gewöhnen, Andreas, ich habe auch noch einen Schüler angenommen, der kommt morgen. Ja, ja, heiter ist die Kunst! Na, es thut nichts." Sie lächelte gezwungen.

Er schüttelte den Kopf, er wollte vor dem fremden Kind nichts sagen und ging wieder hinein. Im Hineingehen schnupfte er. Eva sah ihm nach und verzog schmerzlich das Gesicht. Er schnupfte eigentlich nicht viel, aber unglücklicherweise immer, wenn Eva es sah. Er hatte auch keine Ahnung, daß das jemand

so zuwider sein könnte. Sonst war er ja in allem sehr mäßig, er rauchte nicht einmal.

Eva hatte leichte Migräne, sie zog die feinen Schildpattnadeln aus den Haaren, daß die dicken Zöpfe über den Rücken fielen.

Nach der Lektion erwartete sie Isa, die ihr einige Toilettegegenstände besorgte, denn sie selbst ging so ungern in einen Laden. Sie hatte Verschiedenes nötig zum Konzert. Sie wollte nun doch in Schandau spielen. Es war ihr sehr zuwider, aber jetzt im Sommer war es noch am profitabelsten, in einem Badeort zu konzertiren. Und darum war es ihr gerade zu thun. Sie hatte gestern mit Ueberraschung und Schaudern gesehen, daß die Kasse so ziemlich leer war. Große Rechnungen waren noch zu bezahlen.

„Wie kommt das nur? Andreas hat doch erst eine ansehnliche Summe hinein gethan? Ach, das dumme Geld, das verfluchte Geld! Das Geld ist eine schmähliche Einrichtung!“ Sie fluchte drauf los. Gut, daß es Andreas nicht hörte; der konnte so etwas nicht leiden. Sie schlug zornig auf den Tisch, mit Thränen in den Augen.

„Es gibt doch nichts Gemeineres, als des Geldes wegen etwas thun zu müssen.“ Sie ging zu den Kindern hinein, da wurde das Gesicht wieder freundlich.

Isa kam auch bald und legte ein paar Paketchen hin, wickelte sie auseinander und zeigte den Inhalt vor. Ein ledernes Reiseetui, weißes Moiréband und noch ein paar Kleinigkeiten.

Wäre Eva im Einkaufen bewanderter gewesen, so hätte ihr doch der unverhältnismäßig hohe Preis der gekauften Sachen auffallen müssen, aber so — nickte sie: „Es ist alles ganz gut, ich danke Dir."

Isa betrachtete sie kritisch mit ihren Fischaugen: „Eva, Du siehst heute nicht gut aus. Dein Teint ist etwas unrein, hast gewiß gestern abend ein Sardellenbrot gegessen! Ich meine, Du solltest Dich doch entschließen, zum nächsten Konzerte Dich zu schminken."

„Pfui Teufel," stieß Eva zornig heraus, „schminken! Was Dir einfällt! Das wäre ja Betrug! Die Leute sollen mein Gesicht nur sehen, wie es ist; ich spiele doch nicht, um angeschaut zu werden! Wegen meines Gesichtes geht doch niemand ins Konzert."

„Es gehört aber doch gewissermaßen auch dazu!"

„Nun, meinetwegen, wenn man nur nicht polizeiwidrig aussieht; das genügt."

Zu ein wenig leichtem Puder wollte sie sich verstehen, der gehört jetzt zur Toilette, namentlich da sie immer weiße oder doch weißliche Kleider zum Konzert liebte.

„Nimmst Du denn wieder Weiß?“

„Ivoire.“

„Glaubst Du nicht, daß Deine Figur etwas zu voll ist?“

Isa fixirte unverschämt Evas Busen und Hüften.

„Bewahre. Das ist Aberglaube, daß Weiß voller erscheinen läßt,“ sagte Eva. „Ich finde es nicht; wenn nur ein Kleid gut gemacht ist; und dann steht Weiß am besten zu meinem Teint. Weiß ist günstig für schlechte Gesichtsfarbe und paßt für jedes Alter, für Kinder, ganz alte Frauen und mittlere Frauen.“ Zu letzteren rechnete sie sich. „Weiß wird viel zu wenig getragen und es ist doch so dankbar, es kleidet jedermann, das süße Weiß.“

„War Baron Rehbaum schon lange nicht mehr da?“

„Ja, gestern war er da. Ich habe mich aber nicht blicken lassen, ich war verdrießlich.“

„Ach,“ sagte Isa mitleidig, „er schwärmt so sehr für Dich. Das wird ihm weh gethan haben.“

Eva spöttelte: „Ja, er thut mir schrecklich leid, der Arme! Hoffentlich tröstet er sich wieder. Woher weißt Du denn übrigens das?“

„Ach — ich — ich bin ihm neulich begegnet.“

Die gewandte Isa kam nicht so leicht in Verlegenheit. Im Laufe des Nachmittags brachte sie

das Gespräch recht geschickt noch einmal auf den Baron.

„Ich weiß, Du kannst ihn nicht leiden, weil Du Dir einbildest, er sei ein Don Juan. Das ist Dir unappetitlich, wie Du sagst. Es ist aber gar nicht der Fall. Lieber Gott, die Frauen sind eben alle vernarrt in ihn. Ich kenne viele — ja wohl, ich kenne viele, die die Arme nach ihm ausstrecken."

„Und da muß er natürlich hineinfallen in die ausgestreckten Arme!" lachte Eva. „Freilich, ein Weib darf sich nicht verschleudern, aber ein Mann darf das. Warum? Ist er weniger wert? Geh, rede mir von solchen Sachen nicht, sonst kann ich heute nichts essen."

„Na, ein interessanter Mann ist und bleibt er, das kann ihm niemand nehmen!" bemerkte Isa mit Ausdauer.

„Meinst Du sein Aeußeres? Nun, das ist nicht so übel."

„Nicht wahr? Findest Du nicht, daß er etwas vom Napoleon an sich hat?"

„Die Augen, ein wenig. Die Pupille verschwindet manchmal zur Hälfte unter den Lidern. Nur hat er schwarze Augen. Hatte Napoleon auch schwarze Augen? Ich weiß es wirklich nicht, ich bin nicht so gelehrt wie Du. Bei den Augen ist die Farbe übrigens

Nebensache; der Ausdruck entscheidet. Was Napoleon betrifft, so haben alle Juden etwas von ihm an sich, ich meine im Charakter, sie wollen alles erobern und es gelingt ihnen viel."

„Der Herr Baron ist ja ein Grieche."

„Ja, ein griechischer Jude," lachte Eva, „das heißt mit anderen Worten, er ist in Griechenland geboren, heißt Rehbaum, und stammt aus Israel, das ist eben so wenig lächerlich, als daß ich eine Kleinstädterin bin, aus Regensburg stamme und Mirian hieß. Weiß Gott, wo die Wiege meiner Ahnen stand! Dafür kann man nichts. Lächerlich wird so etwas nur, wenn man davon ableugnen will."

Gegen Abend kam Rehbaum. Er wollte nach seinem Bilde sehen. Zufällig war es zu der Stunde, wo Andreas gewöhnlich an seinem Stammtisch saß. Er ließ sich die Kinder zeigen, lobte sie und bat um die Erlaubnis, jedem etwas schenken zu dürfen. Die alte Creszenz knixte unaufhörlich. Er war ja ein so vornehmer Herr, so stattlich und so modern. Die blendende Wäsche, der seidengefütterte Rock, das glänzende gewellte Haar! Er war wirklich tadellos und seine Stimme so „harmonisch".

Eva mußte ihn unwillkürlich aufmerksamer betrachten. Es fiel ihr das Gespräch mit Isa ein.

„Richtig," dachte sie, „er hat auch den bleifarbenen Teint Napoleons und den Blick genau so."

Sie gingen ins Klavierzimmer, welches so ungefähr den herkömmlichen „Salon" vorstellte. Dort sprachen sie von dem bevorstehenden Konzert in Schandau. Eva zeigte ihm dann die Sachen, die sie dort zu spielen gedachte. Sie stand am Flügel, die offenen Notenhefte in der Hand. Er trat zu ihr hin, stellte sich an ihre Seite und sah in die Noten. Ihr Oberarm und Ellbogen berührten leicht seine Brust, sie fühlte seinen Herzschlag fieberhaft schnell und heftig. Den Kopf hebend, sah sie in seine Augen. Die Pupillen verschwanden halb unter den Lidern; der Blick war magnetisch. Es schüttelte sie. Plötzlich, nachdem er sie ein paar Sekunden unverwandt angesehen, kam es aus seinem Munde wie ein leiser Schmerzensschrei und zugleich wie ein Aechzen des Entzückens. Er küßte leidenschaftlich ihre Hand und stürzte hinaus. Eva hatte einen solchen Naturlaut noch nie gehört. Der Mann kam ihr in diesem Augenblick vor wie der Eingeborene eines fernen wilden Landes. Sie stand einen Moment starr, bleich, das Zimmer drehte sich im Kreise, daß sie die Augen schloß.

Beim Abendessen, zu dem der Doktor geladen war, zeigte sich Eva zerstreut und launisch; wenn sie sprach,

klang es verdrossen. Andreas warf ihr lange, traurige Blicke zu, sie sah sie nicht. Er war sanft, liebenswürdig, gütig gegen sie, wie immer. Dann wurde sie wortkarg. Erst später mischte sie sich wieder ins Gespräch.

„Die Weiber haben im großen und ganzen so gut wie kein Pflichtgefühl," bemerkte der Doktor im Laufe der Unterhaltung. Er sprach gerade von einer seiner Patientinnen.

„So?" erwiderte Andreas, „ich kenne zwar wenig Frauen, aber ich meine, sie hätten ebenso viel Gefühl für Pflicht und Recht wie die Männer."

„Pflicht!" rief Eva aus. „Wozu braucht man Pflichtgefühl? Doch nur in geschäftlichen Dingen!"

„Nein, nein, in allem, Frau Taubert," versetzte der Doktor und nippte am Weinglas.

„Ich muß sagen, wenn ich zum Beispiel von meinem Mann nur aus Pflichtgefühl geliebt würde, da bedankte ich mich. Für all das außergeschäftliche Pflichtgefühl gebe ich nicht so viel!" Sie schnalzte mit den Fingern. Mit einem Blick auf Andreas: „Das muß alles von selber kommen, sonst hat's keinen Wert. Freundschaft, Liebe, aus Pflicht! Ja, was ist denn das? Ist das überhaupt was?"

Sie redete sich in blinden Eifer hinein und sprach fast unangenehm laut.

Andreas wollte von was anderem anfangen; er liebte die Ruhe und den Frieden im Hause gar sehr.

„Evaweibchen," begann er sanft, „was macht Luli?"

„Gut geht es," antwortete an ihrer Stelle der Doktor, „ich habe sie gesehen vor dem Schlafengehen, nur mit dem altehrwürdigen Adamskleide angethan; sie wurden gebadet, die Mama küßte sie von oben bis unten ab, dann wurden sie ins Bettchen gelegt, dort standen sie wieder auf, machten noch ein paar kleine, mutwillige Bocksprünge, dann schliefen sie ein. Ja, denen geht's gut. Die Mama sorgt dafür."

Eva lächelte: „Ja, gewiß, aber nicht aus Pflichtgefühl, aus Liebe. Die Kinder sind das Wichtigste im Hause, das versteht sich."

Andreas sah auf und wurde rot: „Eva, was sagst Du da? Du meinst doch nur, sie brauchen die meiste Pflege?"

„Nein, nein, sie nehmen in allem und stets den ersten Platz im Hause ein."

„Nun, ich meine," entgegnete Andreas sanft verweisend, „der erste Platz im Hause gebühre dem Manne, als dem Haupt der Familie."

Nun kannte das Erstaunen Evas keine Grenzen mehr. Sprachlos sah sie Andreas an. So was hätte sie nicht für möglich gehalten. So anmaßend

konnte ein Mann, ein Vater denken? Sie wußte in diesem Augenblick gar nicht wie ihr Andreas vorkam. Und solche Ansichten kramt er erst jetzt aus? Sie dachte immer, die Kinder sitzen auf dem Thron im Hause und alles andere schart sich rings herum. Und nun — nein! Jetzt fand sie die Sprache wieder.

„Also der Mann nimmt die erste Stelle ein, gut, und die Kinder die zweite — und die Frau? Welche Stelle bleibt für sie?“ Sie hatte eben einen Kompottlöffel in der Hand und warf ihn nun auf den Tisch, daß es klirrte. Dann stand sie auf: „Ach, ich mag gar nicht mehr reden.“

Rasch ging sie im Zimmer umher, an alle Möbel stoßend.

„Aber Evaweibchen,“ begütigte sie Andreas, „wie kannst Du Dich nur so aufregen. Gott im Himmel, ich habe es allerdings bitter gefühlt, daß ich etwas beiseite gesetzt wurde, als die Kinder kamen.“

Da fuhr sie dazwischen: „Das ist doch ganz in der Ordnung, das wird doch kein Mann anders erwarten; das wird doch einem vernünftigen Mann ganz recht sein!“

„Nun, das könnte ich gerade nicht sagen. Du zum Beispiel warst und bliebst mir immer die Hauptsache, obwohl ich meine Kinder recht lieb habe.“

„Selbstverständlich," nickte der Doktor, „ein Mann muß sich da nicht mit einer Frau vergleichen wollen. Der Mutter körperlicher und seelischer Anteil an den Kindern ist fraglos ein viel größerer."

Eva sah den Doktor verständnisinnig an und schwieg. Dann schüttelte sie unwillig den Kopf, betrachtete Andreas und fand ihn — „unqualifizirbar." Im Laufe des Abends fragte sie der Doktor, ob denn ihre Freundin Isa so gut bekannt mit Baron Rehbaum sei. Er wundere sich darüber. Eva erklärte, daß ihres Wissens die Beiden sich erst hier in ihrem Hause getroffen und kennen gelernt hätten. Hierauf erzählte der Doktor, daß er Isa und den Baron schon ein paarmal ganz vertraulich hätte miteinander plaudern sehen wie alte Freunde. Eva stand einen Augenblick nachdenklich, dann errötete sie und verabschiedete sich vom Doktor.

Die Herren blieben sitzen, sie wollten noch ein Glas Wein trinken.

Sie ging durch das nur gedämpft beleuchtete Klavierzimmer, setzte sich auf den Klavierstuhl und legte die Füße auf ein niedriges Tabouret. Die Scene von heute abend mit dem Baron flog durch ihren Kopf. „Hier stand ich und da er, und da —" Ihre Augen wurden starr. Wie in Nebel getaucht sah sie

ein Phantasiegebilde: in weiter, weiter Ferne etwas Grauenvolles, Rätselhaftes. Es fiel ihr die Sage von der Sphinx ein. Die Vision entsetzte sie durch das Ekelerregende und zog sie an durch das unheimlich Geheimnisvolle. Es war der ihr bis jetzt unbekannte Zauber der Sünde. Ein feiner Dunststreif zog sich über die Vision bis zu ihr herüber und hüllte alles ein, wie in einen Schleier.

Sie sprang auf, eilte zu den Kindern hinein, kniete sich vor jedes Bettchen nieder und weinte. Warum? — Das wußte sie nicht.

Als später Andreas kam, um seiner Frau noch den Gutenachtkuß zu geben, schlief sie — das heißt, sie hörte ihn ins Zimmer treten, hatte aber die Augen fest geschlossen.

Seufzend begab er sich zu Bette.

„Immer blieb sie wach, bis ich kam, und heute zum erstenmale — schläft sie," murmelte er traurig.

6.

„Frau Eva Taubert-Mirian spielte wieder großartig; ihre Phrasirung ist die vollendetste“ und so weiter. So hieß es allgemein.

Ja, sie spielte hinreißend, machte wieder ihre etwas hochmütigen, pikanten Verbeugungen und verließ den Saal. Das prachtvolle Bouquet, welches sie vom Badekomite bekommen, hatte sie aus Höflichkeit mit hinaus genommen und während des Spiels auf dem Flügel liegen lassen; ein anderes wunderbares Bouquet aus dunklen Rosen und Orangeblüten, das ihr anonym zugeschickt wurde, ließ sie im Vorzimmer liegen. Auf einigen der etwas abstehenden äußeren Blätter einer Centifolie stand etwas eingedruckt. Buchstaben, — Wörter — es schienen Verse zu sein — sie hatte bis jetzt keine Zeit gehabt, sie zu entziffern, würde es vielleicht auch gar nie gethan haben, hätte sie nicht unter den Versen ein großes Th. bemerkt. Wie kommt das nur? Sollte der Baron hier in Schandau sein? Er heißt mit dem Vornamen Theodor. Warum dachte sie gerade an diesen? Es hätte ja auch ein anderer der unbekannte Spender sein können.

Nach dem Konzert nahm sie auch dieses Bouquet mit sich. Der berühmte Violinist Ludwig Alberti,

welcher mit ihr ein Duo gespielt hatte, warf ihr galant den Mantel um und begleitete sie zum Wagen, der sie zum Hotel führte.

Dort angekommen, wollte sie die Treppe hinaufgehen, da stand eine männliche Gestalt in langem, grauem Sommerüberrock. Eva hatte, wie alle kurzsichtigen Leute, einen raschen Blick für die Figur eines Menschen. Es war Rehbaum. Sie erkannte ihn sofort an seinen eckigen Schultern, die seine Erscheinung charakterisirten und ihr trotz aller modischen Eleganz etwas sehr Gewöhnliches gaben.

Eva drückte ihr Erstaunen aus, ihn hier zu finden. Leicht und gewandt, ohne alle Verlegenheit, sagte er ihr, daß er Bekannte besucht habe und doch auch nicht versäumen wollte, die geniale Künstlerin zu hören. Sie habe wieder wunderbar gespielt, ihrem undefinirbaren Zauber habe sich wieder kein Mensch entziehen können. Dann fragte er sie, ob sie denn nicht lieber im Freien speisen wolle, es sei ja ein so schöner Abend. Sie besann sich einen Augenblick. Nein, das wolle sie doch nicht, sie werde auf ihrem Zimmer bleiben.

„Sind Sie denn ganz allein, Frau Taubert?“ fragte er erstaunt.

„Ja, Isa wollte mit mir gehen, aber in der letzten Stunde hat sie mir absagen lassen, sie wäre unwohl.“

„Ah! —“ Er machte noch einmal den Vorschlag, im Freien zu speisen, Eva lehnte ebenso bestimmt ab, und mit traurig ergebenem Blick verbeugte er sich.

Im Hinaufgehen in ihr Zimmer fiel es ihr zum erstenmal auf, daß ihr Mann sich nie erboten, sie auf ihren Konzertreisen zu begleiten.

Das ist doch unrecht von ihm. Er kann doch nicht wissen, ob nicht der oder jener sich in ihre Nähe drängte, und dann — Nein, nein!

Die Schamröte stieg ihr ins Gesicht. Daß es früher immer ihr Wunsch war, ohne Andreas zu gehen, der Kinder wegen, damit Creszenz doch nicht ganz ohne Kontrolle wäre, daran dachte sie in diesem Augenblick nicht.

Sie kleidete sich aus, zog einen mattblauen Schlafrock aus dem Koffer, legte ihn eilig an und klingelte. Dann bestellte sie ein kleines Abendessen und eine Lampe, weil sie Kerzenlicht nicht leiden konnte. Den Kopf auf die Hand gestützt, saß sie in wirren Gedanken da. Was werden die Kinder jetzt thun? Schlafen sie wohl? Ob ihnen auch Creszenz die leichten Nachtkittelchen angezogen hat, damit sie nicht so heiß haben? Dann nahm sie das Bouquet des Barons, zog die Rose mit der Inschrift heraus, hielt

sie nahe an die Augen und brachte mühsam den Sinn zusammen:

Che mondo mai, che nova
Immensità, che paradiso è quello
Là dove spesso il tuo stupendo incanto
Parmi innalzar!

Die frischen, duftigen Blätter waren weich und deshalb mancher Buchstabe undeutlich. Sie mußte lächeln. „So ernst! Was ist das nur?“ Es kam ihr bekannt vor und doch fand sie es nicht. Endlich! Richtig, das ist ja von Leopardi. Die italienische Sprache war nebst einem bißchen Handarbeit das Einzige, was sie außer dem Klavierspiel noch gelernt hatte. Neulich sprach sie mit Rehbaum gerade über das Gedicht, welches diese Stelle enthielt: „Il pensiero dominante.“

„Er ist doch viel ernster, tiefer, als die Leute glauben; da sieht man wieder einmal —“

Eigentlich bereute sie es nun, nicht mit ins Freie gegangen zu sein, es war doch drückend heiß hier. Aber mit ihm allein im Garten!

Na, so schlimm ist es ja nicht. Auf Reisen! Da ist eine Dame manchmal froh, wenn sie jemand findet, an den sie sich ein wenig anschließen kann. Das zerstreut, erheitert, erleichtert. Aber gerade der Baron,

der ſolche Sprüche ſendet! Das hätte beinahe etwas vom vie de bohême an ſich. Hm, zwar iſt auch das nicht ohne Reiz. Sie drückte die Roſe an das rundliche Näschen, der Duft ſchien ihr betäubend ſtark zu ſein.

Es klopfte.

„Herein!“ Sie glaubte, das Stubenmädchen käme noch.

Es war der Baron. Sie erſchrak ein wenig, blieb geſpannt ſtehen, die Roſe feſt in der Hand haltend.

„Verzeihen Sie,“ fing er mit freundlichem Lächeln an, „ich habe hier etwas für Sie, ich ſah es unten im Bureau liegen und wollte Sie nicht warten laſſen.“

Er übergab ihr ein Telegramm, welches er erſt auf der Treppe dem Portier abgenommen hatte. Mit dergleichen Leuten wußte er ſo gut umzuſpringen.

Sie erbrach das Telegramm, es war von Andreas, nur ein paar Worte: „Kinder wohl, Kuß, Dein Andreas.“

Es machte ſie auf einen Augenblick das fremde Zimmer und den Baron vergeſſen, ſie war wieder ganz zu Hauſe, in ihrem hübſchen, anſtändigen Heim.

„Er iſt ſo gut, ſo aufmerkſam,“ ſagte ſie.

Der Baron biß die Lippen zuſammen.

„Ihr Mann?“ fragte er leiſe.

„Ja, er hat mir Nachricht von den Kindern geschickt.“ Ihre Augen leuchteten.

„Ist diese Aufmerksamkeit ein Verdienst?“

„Nein, das gerade nicht; aber es freut mich doch.“

„Ich meine, wer ein geniales Weib sein eigen nennt, rein, tadellos an Leib und Seele — wer ein solches Weib an seinem Herzen halten darf, was könnte der wohl Gleichwertiges dafür bieten? Sich selbst? Das ist doch sehr wenig.“

Sein Flüsterton klang heiser. Eva hörte jeden Atemzug während seines erregten Sprechens und sah ihn an, unbeweglich, wie gebannt.

„Ein solches Glück muß ein Mann als hohes Geschenk betrachten, vergelten kann er's nie!“ fuhr er fort.

Er schwieg, sie begehrlich ansehend. Sie fühlte das Unheimliche dieses Blickes und doch ertrug sie ihn in einer Art Erwartungsfieber.

Eine längere Pause entstand.

Endlich sagte sie hastig: „Gute Nacht, Herr Baron, ich danke Ihnen.“

Wie aus Träumen erwachend, blickte er jetzt im Zimmer umher; sein Auge glitt über die Möbel, die Wände, den Alkoven mit dem Bett, dann über ihre Gestalt, blieb einen kurzen Augenblick an dem vollen Busen, an den halbentblößten Armen haften. Dann

sagte er plötzlich, ihr die Hand küssend und ihr tief in die Augen sehend: „Gute Nacht!“

Eva zog langsam ihre Finger aus seiner Hand. Er flüsterte, jedes Wort betonend: „Es wird in der Welt so viel über den Schmerz gesprochen und geschrieben und es ist doch ewig dasselbe, nur immer wieder in anderer Form; man kann alle Arten von Seelenschmerz mit einem einzigen Wort bezeichnen: Schmerz ist Sehnsucht!“

Wie ernst und aufrichtig das klang!

Er ging hinaus. Mechanisch schritt Eva zum Sofa, setzte sich und sah vor sich hin, eine willenlose Beute ihrer erregten Phantasie.

Plötzlich sprang sie auf, warf heftig die Rose zu Boden und schrie: „Wahnsinn, Wahnsinn, es ist ja Wahnsinn, was mir durch das Hirn fährt.“

Sie kleidete sich hastig aus, schleuderte Schlafrock, Schuhe, Korsett hin auf den Stuhl, auf den Boden, wo es eben hinflog. Es sah aus wie ein kleines Schlachtfeld. Nachdem sie das Licht gelöscht und sich einigemale ungeduldig im Bett herumgeworfen hatte, blickte sie mit weit geöffneten Augen in dem mondscheinbeleuchteten Zimmer umher. Die Rose lag auf dem Boden. Sie sprang rasch heraus, stieg über die herumliegenden Kleidungsstücke und schleuderte mit dem Fuß

die Blume in eine Ecke. Dann schlief sie — ein paar Minuten fieberhaft und traumbeängstigt.

„Schmerz ist Sehnsucht! Die Augen, die so unter den Lidern verschwinden, sind unheimlich," flüsterte sie halb schlafend. „Güte ist das Höchste. Lili! Lulu!" Dann schlief sie wieder, bis sie eine Flüsterstimme weckte. War es ihre eigene oder eine fremde? „Ein Abenteuer! Die Sünde, die geheimnisvolle!" Aufs neue eine Reihe beklemmender Traumgesichte! Das altdeutsche Zimmer daheim, Kerker, Staupbesen, Schandpfahl . . .

„Ein reines Weib, tadellos an Leib und Seele! Schnupfen ist abstoßend! Aufmerksamkeit ist kein Verdienst! Lulu, Lili — kommt!"

Sie lag auf dem Rücken.

„Die Kinder können auch sterben."

„Allmächtiger Gott!" Sie fuhr in die Höhe, setzte sich im Bette auf und stützte den Kopf in die Hände: „Was habe ich nur heute, ich schlafe doch sonst so gut? Wenn es nur schon Morgen wäre. Ich glaube, ich werde krank."

Am anderen Morgen sah sie den Baron nur noch am Bahnhof, wo er ihr artig anbot, das Gepäck zu besorgen. Dann war er verschwunden.

7.

Bei Tauberts war es nun manchmal recht ungemütlich. Eva war öfter als jemals vorher schlecht bei Laune und Andreas verstimmt über alle Maßen. Er machte sein „trauriges Gesicht". Er war sich keiner Schuld bewußt. Alles ist ja so, wie es immer war; seine tiefe, weiche, unermeßliche Liebe war dieselbe. Nur Eva war anders. Andreas kam ihr furchtbar philiströs und langweilig vor; im Kinderzimmer allein war noch Freude, Lust und Sonne. Oft schlich sich Andreas da hinein, um sein Herz drinnen zu wärmen.

Eva wollte nach Amerika gehen, um da in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen. Ein Impresario drängte sie schon lange dazu, aber sie konnte sich nicht entschließen, die Kinder so lange zu verlassen, obwohl sie der reiche Gewinn lockte. Die Kinder so lange entbehren! Nein, da würde sie sterben; aber eine Tournée durch die Schweiz wollte sie machen, das war nicht beschwerlich, und dort konnte sie jeden Tag Nachricht von den Kindern erhalten. Und dann wollte sie auch nach Petersburg und Moskau gehen, jedoch erst im nächsten Frühjahr.

Der Doktor kam wie früher manchmal des Abends, zuweilen mit seiner Tochter Therese. Eva war froh,

wenn jemand kam, dann mußte sie doch nicht allein mit ihrem Manne sein. Auch Isa war oft da, viel öfter als früher.

„Weißt Du," sagte sie einmal zu Eva, „ich finde, Dein Mann weiß Dich nicht genügend zu schätzen. Du bist eine große Künstlerin, die müßte doch anders behandelt werden als wie eine Näherin oder eine Schuhflickerstochter."

Eva nahm nicht viel Notiz von dem Geschwätz. Das konnte sie nicht finden, daß Andreas sie nicht richtig behandle; ach, nein, der war an nichts schuld, nur sie, sie ganz allein, sonst niemand.

Der Doktor fixirte sie einmal scharf, darauf hin verschwand sie aus dem Zimmer.

Vor ein paar Tagen war ihm der Baron begegnet und hatte sich an ihn angeschlossen. Rehbaum, der nicht so genau wußte, daß es mehr ein freundschaftlicher als ein geschäftlicher Verkehr zwischen den beiden Familien war, sprach mit jener Ungenirtheit über Eva, mit der Männer seiner Art überhaupt über Frauen zu reden pflegen. Er habe noch nie ein Weib gesehen, welches ihm weniger sinnlich scheine als diese Frau; sie komme ihm gar nicht wie ein Weib vor, welches Mutter ist, sondern wie eine Jungfrau. Dann fragte er den Doktor, ob er sie für glücklich in der

Ehe halte? Der Doktor bejahte dies und sprach sehr warm und günstig von Eva und Andreas.

Diese zufällige Unterredung war in seinem Kopfe haften geblieben, und als er von der Schweizertournée hörte, hielt er es doch für seine Pflicht, Andreas zu fragen, ob er Eva nicht begleiten wolle. Ganz ruhig antwortete dieser: „Nein, Eva geht ja fast immer allein, sie ist daran gewöhnt; übrigens glaube ich, daß Isa wenigstens einen Teil der Reise mitmachen wird, Isa kann ihr viel mehr nützen als ich, sie ist gewissermaßen ihr Sekretär. Und die Kinder kann man doch nicht allein lassen mit den Dienstboten, sagt Eva, und ich denke, sie hat recht, nicht wahr?"

Der Doktor hatte nun zwar über Isa auch so seine eigenen Gedanken, allein — was ging es ihn an? Und die Vertrauensseligkeit Andreas' war unanfechtbar, das merkte er wohl.

Der Baron kam nicht öfter als früher. Er war vorsichtig. Unhörbar wie ein beutelustiger Tiger umging er das heißbegehrte Weib. Er liebte Eva mit der ganzen Kraft seines sinnlichen Naturells; — allerdings nur das. Er wußte aber, diesem Weib durfte er sich nicht mit frivolen, kindischen Komplimenten und Galanterien nähern, denn damit war sie nicht zu gewinnen. Und ihr Vertrauen, ihre Liebe zu erobern,

daran setzte er seine Kraft, seine Energie, seine Findigkeit. Noch nie im Leben schien ihm ein Glück so groß, so übermenschlich. Er rieb sich förmlich auf vor Nachdenken und Grübeln. Zum erstenmal im Leben fand er nicht gleich Mittel und Wege zu seinem Ziel. Er verzehrte sich vor Verlangen und Ungeduld und kam sich unbeschreiblich unglücklich vor.

Der Tag der Abreise war da. Evas Abschied von den Kindern war rührend, immer wieder umarmte sie die Kleinen, sah sie an, drückte sie an sich, stellte sie dann vor sich hin und betrachtete sie wieder. Als sie schon drunten an der Hausthüre waren, im Begriff in den Mietswagen zu steigen, stürmte sie noch einmal die Treppe hinauf und küßte die Kinder immer wieder. „Warum wird mir's nur so schwer?"

Andreas versprach, jeden Tag zu schreiben.

„Ja," sagte Eva mit Thränen in den Augen, „thue das, und ich werde es Dir nie vergessen."

Isa begleitete sie, wurde aber auf der dritten Station krank, so daß Eva nichts anderes thun konnte, als allein weiterzureisen.

In Zürich am Bahnhof tauchte der Baron auf. Eva war aufrichtig erstaunt; das hatte sie nicht erwartet.

Der Violinist Alberti, der in Evas Konzert in Zürich mitwirkte, befand sich in demselben Zuge mit

seiner jungen, leidenden Frau. Auf den Haltstationen sprach er mit Eva, bot ihr seine Dienste an, im Falle sie etwas bedürfe, und erzählte ihr, daß er diesesmal Marie, seine Frau, mitgenommen habe, in der Hoffnung, die Luftveränderung würde ihr gut bekommen. Sie hätte Verlangen gehabt, mitzureisen. Er wolle mit ihr in der Umgegend von Zürich bleiben, wo die Luft so rein und mild sei. Sie wäre so schwach, daß sie nicht aus dem Wagen steigen könne.

Eva besuchte hierauf die leidende Frau in ihrem Coupé und fuhr mit beiden Gatten eine Strecke. Sie kannte Marie, die früher Sängerin gewesen. Sie hatten sich zwar selten gesehen, aber Eva fühlte doch inniges Mitleid mit der jungen Frau, deren hübsches Gesicht die Krankheit so entstellt hatte.

Der Beiden wegen war es ihr doppelt peinlich, daß der Baron hier war. „Warum genirt es mich eigentlich? Mein Gott, der Baron hat auch das Recht, in die Schweiz zu reisen. Was geht das mich an?“ Und doch fühlte sie entschieden, daß er ihretwegen hier sei. „Und er ist ja eigentlich gar nicht so aufdringlich, wie die Leute glauben; er ist immer so bescheiden, so anständig gegen mich gewesen, spricht so ernst und männlich — und ich —“ Das Abenteuergelüste brannte wieder in ihren Adern.

Als sie gerade im Begriff war, auszupacken, kam der Baron.

Er fragte, ob er seine Aufwartung machen dürfe. Sie errötete und ging ihm einen Schritt entgegen: „Herr Baron!“

Er war noch bleicher als sonst, küßte ihr bewegt die Hand und sprach mit tief erregter Stimme: „Ich fuhr immer in demselben Zug mit Ihnen, aber niemand hat mich gesehen. Ich konnte Sie nicht allein reisen lassen —“ zwischen jedem Sätzchen machte er eine Pause, um Atem zu holen — „ich bin — ich bin die Beute meiner Leidenschaft und — ich werde zu Grunde gehen!“ Er bebte. Eva bot ihm einen Stuhl an und setzte sich aufs Sofa — und schwieg. Ihr Schweigen machte ihn kühn.

„Sie werden mich nicht verstehen, denn Sie sind kühl bis ins Herz hinein. Verzeihen Sie mir.“

„Was soll ich Ihnen verzeihen?“ fragte sie beinahe unhörbar.

„Daß ich nicht so kalt sein kann, — ich kann es nicht. — Mein Vater liebte einst ein Weib, das er nicht besitzen konnte, die Flammen seiner unerwiderten Leidenschaft trieben ihn in den Tod. Mein Bruder liebte das Weib seines Freundes, eines Tages fand man ihn zerschellt am Fuße eines Felsens unserer

Heimat, — und das Weib lachte. Ich ahne es, mir wird das gleiche Los zu teil, ich glaube an das Fatum, das unsere Familie opfert — ich werde zu Grunde gehen, ich muß es. Nicht ich selbst werde Hand an mich legen wie ein jugendlicher Schwärmer, nein, das nicht; das Schicksal wird alles vollbringen. Zürnen Sie mir, schelten Sie mich, ich werde es kaum hören."

Eva saß da wie ein in der Wüste vom Samum überwältigtes willenloses Geschöpf, widerstandslos und doch beinahe absichtlich sich seiner Gewalt, seinem Sausen überlassend.

Sie lauschte stumm seinen Worten, seinem tobenden Atem.

Dann stand er auf und sagte tonlos: „Alles, was ich wollte, ist, Ihre Verzeihung zu erbitten für das, was ich fühle. Verlachen Sie mich nicht, wie das georgische Weib das heiße Fühlen meines Bruders verlachte!"

Sie sah zu Boden, ihre Schultern hoben und senkten sich leise mit den Atemzügen. Es war Erwartungsfieber und doch das Blut so kalt! — Sie hatte seine Worte gar nicht deutlich gehört; nur die Art, wie er sie hervorgebracht, hielt sie gefesselt wie ein seltsam verderbliches Naturschauspiel.

Plötzlich warf sich der Baron zu ihren Füßen nieder und rief in wilden, schluchzenden Tönen: „Ich bin wie ein armes Tier, gehetzt von einer wild dahinrasenden Elementargewalt — dagegen kann man nicht ankämpfen, dazu ist des Menschen Wille zu schwach, man muß sich ergeben. Ich bin verdammt“ — Er faßte ihre Hand. „Und ich Verdammter bin so wahnsinnig, Sie zu lieben. Nun, lachen Sie doch!“

Er wollte fortstürzen. Eva hielt ihn, ohne sich zu bewegen, nur mit einem Druck der Hand zurück Er blieb stehen, sie neigte den Kopf und schwieg.

Leise fragte er mit traurigem Blick: „Darf ich Sie — noch einmal sehen?“

„Ja,“ hauchte sie, „aber erst morgen oder übermorgen — vor dem Konzert nicht mehr.“

Sie sprach ohne Wärme, ohne Erregung, aber er hörte das nicht heraus. Er ging. Draußen blieb er stehen, machte wie erschöpft die Augen zu, dann sah er triumphirend lächelnd zurück nach der Thüre.

Eva kämpfte wie die im Spinnengewebe gefangene Mücke, schwach und kurz ... „Gehetzt von einer wild dahinrasenden Elementargewalt,“ murmelte sie. Da, mit einemmale fiel ihr Andreas ein; sie sah ihn vor sich, philiströs, schnupfend, all die innigen, zarten, rücksichtsvollen Worte seiner Liebe kamen ihr lang-

weilig vor, so germanisch, so unbeholfen, so trocken, der Ausdruck seiner Liebe so schwach...

Das reizvoll scheußliche Bild der Sünde stand wieder vor ihr und sie betrat den Weg dahin zum erstenmal mit unsicherem Fuß, aber geleitet von einem bewährten Lehrmeister. Nicht das Opfer einer wilden Elementargewalt wurde sie, sondern das Opfer ihrer Begierde, die Elementargewalt kennen zu lernen; wie ein kleines Kind, das den Mechanismus einer ihm fabelhaft scheinenden gefährlichen Waffe kennen lernen will, sie nach Kinderart untersucht und an seiner Neugierde zu Grunde geht.

8.

Das Siegeslächeln begleitete den Baron überall hin, auf die Promenade, ins Konzert, bis in Evas Zimmer — und nach einigen Tagen bis nach Leipzig, wo er sich zum Scheine ein paar Tage aufhielt, und dann wieder zurück nach Basel, wo Eva gerade spielte.

Eva sah nicht so glückstrahlend aus. Manchen Tag konnte man sie allein sehen, manchmal mit dem Baron zusammen.

In Zürich hatte sie sich von Alberti verabschiedet, der, ein sehr wortkarger Mensch, ihr stumm die Hand

drückte. Sie brachte die Tage in unruhiger Hast zu, wurde in rascher Folge rot, dann bleich — oft kummervoll dreinsehend, dann wieder lächelnd, eigentlich glücklich nur, wenn sie in den Briefen ihres Mannes die Worte las: „Luli ist gesund und sendet der lieben Mama tausend Küsse." — Und oft brach sie in heißes konvulsivisches Schluchzen aus, wenn sie las: „Es sehnt sich unsäglich nach seinem Evaweibchen Dein alter treuer Andreas."

Noch vierzehn Tage, dann ging's nach Hause.

Andreas hatte sie am Bahnhof empfangen, sie geküßt und an sich gedrückt. Sie bebte leise und sah ihn kaum an. War sein Blick ernster, trauriger als sonst? Oder täuschte sie sich?

Die Kleinen kamen ihr auf der Treppe entgegen, mit den hübschen weißen Wollenkleidchen angethan, die sie sonst nur Sonntags trugen. Auf dem Tische des Eßzimmers stand ein großer, frischer Blumenstrauß, auf dem Flügel ein Rosenkissen. Andreas hatte beides besorgt zum Willkomm. Eva drückte ihr thränendes Gesicht tief in die Blumen: „Er ist so gut, so übermenschlich gut!"

Die Kinder hüpften um sie herum. Ach, sie konnte die Reinheit, die Heiligkeit, die diese Räume erfüllten, nicht mehr ertragen. Besinnungslos rannte sie hinaus

in das Kinderzimmer. Dort stürzte sie auf die Kniee. „Es erdrückt mich! Gibt's kein Zurück?“ flüsterte sie leidenschaftlich, „kein Zurück? Gerechter Gott, vernichte mich, lieber Vater im Himmel, zu Dir habe ich so oft gebetet in meiner Kindheit, laß dies meine letzte Stunde sein!“

Sie sprang auf, Andreas stand in der Thüre.

„Was hast Du?“ fragte er sanft.

„Nichts,“ erwiderte sie unwirsch, „ich bin nur nervös!“

Sie ging bald zu Bette, schlief aber nicht eine Minute. Es war ihr, als gehöre sie nicht mehr in dies Haus, als sei sie ein Eindringling. Sie stand auf, ging zu den Kindern hinaus. Andreas sah es, aber das that sie ja oft. Sie betrachtete die Kleinen lange, als wollte sie ihren Anblick einsaugen. „Ach, ihr Süßen, ihr Einzigen, ihr waret mein Glück, und ich — ich selbst bin mein Unglück! Ich muß fort, fort, ich kann nicht mehr zurück, ein Schritt von der Bahn — und es darf kein Zurück mehr geben. Ein Vorwärts? Ein Stillestehen? Ich weiß es nicht. Doch euch kann ich ja nicht verlieren. Sonst alles! Verlieren kann ich euch nie!“

Am andern Morgen beim Frühstück teilte sie ihrem Manne zögernd mit, daß sie nun nach Petersburg,

Moskau und Warschau gehen wolle, sie hätte schon brieflich mit dem Impresario abgeschlossen. Im Vorübergehen gedenke sie auch in Königsberg zu konzertiren.

Andreas erschrak ein wenig. „Schon wieder fort!“

Er ging erregt im Zimmer umher und rieb sich die Hände.

Vor Eva stehen bleibend: „Eva, ich möchte Dich um etwas bitten —“ Er zögerte.

Sie lauschte gespannt, ansehen wollte sie ihn nicht, nein! Sein Gesicht könnte am Ende einen Ausdruck haben, den sie nie an ihm gesehen, ahnungsvoll, traurig, forschend; das wollte sie nicht sehen.

„Ja — was?“

„Nimm diesmal Isa mit, oder — ich selbst werde Dich begleiten.“

„Nein, nein,“ sagte sie rasch, „Isa geht mit.“

Ihm wollte sie ja gerade entfliehen.

„Verzeih,“ sagte er nach einer Pause innig und etwas verlegen, „ich hatte gerade einen häßlichen Gedanken. Verzeih!“ Er reichte ihr die Hand hin: „Aber Du bist ja mein gutes, braves Evaweibchen! Nicht wahr?“

Sie nickte. „O Lüge, Lüge!“ schrie es in ihrem Herzen auf. „Abscheuliche Lüge, wie habe ich dich

früher gehaßt und nun mußt du meine stete Begleiterin sein; aber es muß anders werden, die Wahrheit zu sagen, das sei meine Buße."

Die Abreise wurde auf Wunsch des Impresario „geschäftlicher Gründe" wegen verschoben. Diese Verzögerung war eine unnennbare Qual für Eva. Sie ging viel aus; zu Hause konnte sie es gar nicht mehr aushalten. Manchmal nahm sie die Kinder mit. Oft ging sie allein und kam dann mit verstörtem Gesicht nach Hause. Sie hatte Stunden, wo sie sich einbildete, es müsse sie der Gehirnschlag treffen.

Endlich kam der Tag der Abreise. Sie packte hastig und namenlos unordentlich, warf alles nur so in den Koffer hinein. Sie konnte Andreas nicht mehr ansehen, nicht weil er ihr zuwider war. Nein, nein, das nicht —

Isa ging mit. In Königsberg und namentlich in Petersburg hatte Eva kolossalen künstlerischen wie finanziellen Erfolg. „Pflichtbewußtsein in Geschäften" besaß sie ja. Die Leute wollten doch für ihr Geld etwas haben, und so konzentrirte sie ihre ganze Kraft darauf. Dann ging's nach Moskau. Dort traf sie mit Rehbaum zusammen. Isa that, als ob das ganz selbstverständlich wäre. Isa war eine gar bequeme, diskrete Begleiterin.

Anfangs bekam Eva, wie sonst immer, täglich einen kurzen Brief von Andreas, während sie selbst nur Karten schickte. Mit einemmale blieben die Briefe ihres Mannes aus. Da erfaßte sie Entsetzen. Sollte er ahnen, wissen? Am liebsten wäre sie gleich nach Hause gereist, aber sie war gebunden durch Vertrag und große Konventionalstrafe. Sie mußte noch einmal spielen. Am Abend des Tages erhielt sie auf ihre telegraphische Anfrage die Antwort: „Alles wohl!" — weiter nichts. —

Auf der Reise nach Hause war sie einsilbig, in ihrem Kopf ging es wirr durcheinander.

Es war gegen Abend. Der Regen fiel melancholisch und langsam nieder. Am Bahnhof war niemand, sie abzuholen, und sie hatte doch ihre Ankunft angezeigt. Sie stieg mit Isa in einen Mietswagen. „Isa, ich fürchte mich," sagte sie und faßte krampfhaft ihre Hand. Isa zuckte die Achseln. „Sei nicht kindisch. Ich werde zuerst nachsehen, bleib einstweilen hier."

Als sie beim Hause angekommen waren, stieg Isa aus. Nach einer Minute kam sie wieder, öffnete den Wagenschlag.

„So," sagte sie lachend, „geh nur hinauf, er ist gar nicht da, und nun nimm Deine ganze Genialität zusammen. Adieu."

Die Kinder kamen bis an die Treppe entgegengelaufen. Sie küßte sie und drückte sie schmerzlich an sich. Andreas war nicht da. Sie wollte die alte Creszenz nach ihm fragen, aber sie wagte es nicht. Es war ihr so unheimlich zu Mute. „Er wird schon erfahren haben durch andere. Das wäre schlimm, — durch andere!“

Sie selbst hat ihm doch alles sagen, das heißt schreiben wollen. Eine unsägliche Angst kam über sie. Creszenz war so wortkarg. Eva klammerte sich an die Kinder, wie in Todesahnung.

Es klingelte. Sie riß das Fenster auf, um hinausspringen zu können, im Falle es Andreas wäre. Es war Doktor Reisner, der kam.

Ernst, ergriffen gab er ihr die Hand.

„Frau Taubert —“ Er räusperte sich verlegen, dann sagte er in eigentümlichem, leisem Ton: „Nehmen Sie Abschied von den Kleinen — Frau Taubert —“

Sie hörte nicht — und hörte doch, es war ihr, als kröche gerade der Tod eiskalt über ihren Leib; sie starrte den Doktor an.

„Frau Taubert, das konnten Sie sich doch denken, daß das so kommen mußte. Sie sind ja alt genug. — Andreas ist bei mir, er kann nicht ins Haus kommen, ehe Sie fort sind.“

Es kam eine lange Pause. Eva bewegte langsam den Kopf und sah irr im Zimmer umher.

„Frau Taubert, können Sie nicht gleich jetzt gehen? Können Sie nicht?“

Sie schüttelte hilflos den Kopf.

„Nun, in diesem Falle erlaubt Andreas, daß Sie bis morgen bleiben, er übernachtet bei mir. — Haben Sie mir gar nichts zu sagen?“

Endlich kam es gequält aus ihrem Munde: „Ich kann nicht reden.“

„Kommen Sie, Frau Taubert, lassen Sie die Kinder hier, gehen Sie mit mir in Andreas' Zimmer hinüber, dort können wir reden.“

Sie gingen hinüber. Eva schluckte ein paarmal, der Hals war ihr zugeschnürt, dann sprach sie in Pausen, — immer ein paar Worte mühsam: „Ja, Herr Doktor, das soll — das soll meine Sühne sein — nein — meine Buße. Die Kinder —“ Sie konnte nicht weiter reden und brach in lautes Schluchzen aus. Dann versuchte sie wieder zu sprechen: „Die Kinder — das dachte ich mir so aus — die sollen bei ihm bleiben; dann dachte ich mir, Gott sei Dank, daß ich Kinder habe, so kann ich ihm doch zeigen — kann ich ihm doch beweisen — wie lieb — ich ihn gehabt habe — wie dankbar ich ihm für seine Liebe bin —

indem ich ihm die Kinder, mein höchstes Glück, freiwillig — überlasse, damit er für sie lebe ... Andreas!“ schrie sie plötzlich, stürzte sich auf den Fußboden nieder an der Stelle vor seinem Arbeitstisch, wo er immer zu sitzen pflegte, und krallte sich mit den Nägeln am Boden ein. „Andreas! weißt Du denn auch — kannst Du es denn ermessen, was ich thue, indem ich Dir die Kinder lasse? Damit Du nicht ganz allein seist!“

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Liebe Frau,“ sagte er sanft, „mir scheint, Sie sind da in einem traurigen Irrtum. Auf die Kinder haben Sie absolut keinen Anspruch, die Kinder gehören in diesem Falle bedingungslos dem Vater.“

Sie sah ihn starr an, wie ein Gespenst. War das wirklich die Welt, in der sie bisher gelebt? Sie wunderte sich, daß nicht alles zusammenbrach rings herum.

Nach einer Weile sagte sie tonlos: „Dann habe ich ja nichts mehr in der Welt zu schaffen, dann wäre es das Beste, ich ginge ganz fort.“

„Aber, liebe Frau, beruhigen Sie sich doch, versuchen Sie es wenigstens. Sie werden ja die Kinder wöchentlich ein- oder vielleicht auch zweimal sehen dürfen. Sehen Sie, das ist ja immerhin sehr viel. Entschuldigen Sie, Frau Taubert, daß ich Ihnen das sage, aber Sie haben meinem armen Freund das

Fürchterlichste angethan, was man einem Manne anthun kann, und er hat Sie doch so unsäglich geliebt."

Sie nickte langsam.

„Und das müssen Sie doch zugeben, Frau Taubert, daß er der Unglücklichere von Beiden ist."

Sie sah ihn an, so erstaunt! Der Doktor erinnerte sich nicht, in seinem ganzen Leben ein solches Staunen in eines Menschen Blick gesehen zu haben.

„Er hat ja die Kinder," sagte sie bebend. Es klang ungefähr so, als ob jemand gesagt hätte: „Er hat ja die ganze Welt!"

„Ja, ja, aber —" Er mußte lächeln. „Wissen Sie, die Kinder — wie soll ich sagen — die Kinder sind für einen Mann nicht das — was sie für die Mutter sind."

„Und trotzdem . . .?" Sie stand rasch auf und ging einen Schritt.

„Herr Doktor, ich muß jetzt allein sein. Bitte!" Sie sah ihn flehend an.

„Ja, ja, versteht sich. Adieu, Frau Taubert. Daß ich für Sie thue, was mir möglich ist, das wissen Sie."

Sie nickte traurig.

Er ging. „Sollte in dem Kopfe nicht eine Schraube locker geworden sein?" dachte er bei sich im Hinuntergehen.

„Also, es ist selbstverständlich, daß die Kinder hier bleiben, es wird nicht als Opfer von meiner Seite betrachtet? Als ein Riesenopfer, das ein Weib mit seinem Herzblut bringt? Also, es war Wahnsinn, daß ich hoffte, es würde ihm das Opfer so übermenschlich groß scheinen, daß er es nicht annehmen könne?“ So durchkreiste es ihren Kopf.

„Die Kinder, die in meinem Leib gewachsen sind, die von meinem Körper abgezweigt wurden, die gehören bedingungslos dem Vater? Es gibt einen Fall im Leben, wo das möglich ist? Dem Vater! Sie sind ja doch ein Stück von mir!?“

Leise, an den Füßen nur mit den Strümpfen bekleidet, im weißen Peignoir, die Zöpfe herunterhängend, die Augen weit aufgerissen, glich Eva einer Nachtwandlerin. Lautlos glitt sie herum, betastete alles, was Andreas gehörte, streichelte mit den Fingern an seinem Arbeitstisch herum, nahm die Radirnadel liebkosend in beide Hände, dann setzte sie sich auf seinen Stuhl, dann auf die grüne Causeuse, wo er manchmal zu ruhen pflegte, nahm das Sofakissen mit der weißen eingestickten Katze auf den Schoß, legte einen Augenblick ihren Kopf darauf und drückte und strich es zärtlich. Es brannte kein Licht in der Wohnung, der Mond warf helle Streifen in die Räume.

Dann ging sie zu den schlafenden Kindern. — Ihr sonst beinahe zu volles Gesicht schien schmäler und länger geworden. Mit totbleichen, bebenden Lippen murmelte sie stille Gebete, Kindergebete, fromme Stoßseufzer ihrer verschüchterten Kindheit; sie paßten gar nicht zu ihrer jetzigen Lage, aber sie dachte nicht darüber nach. Ohne daß sie es beabsichtigte, drängten sie sich auf ihre Lippen; sie hat seit ihrer frühen Jugendzeit nicht mehr gebetet. Jetzt in ihrer Seelennot kam es wieder ganz von selbst.

9.

Da saß sie, in ihrer neuen Wohnung, so weit, weit weg von den Kindern — auf einem niedrigen Schemel, den Kopf auf die Hände und die Ellbogen auf das Knie gestützt, sah sie gedankenlos vor sich hin. Manchmal drückte sie die Finger vor die Schläfe, der Kopf schmerzte sie; dann löste sie langsam mechanisch die Zöpfe auf, wie sie immer zu thun pflegte, wenn sie Migräne hatte. Rings um sie herum standen und lagen in größtmöglichster Unordnung Möbel, Koffer, Kisten, Betten, künstliche Blumen, Bänder und aller erdenkliche Hausrat.

Isa war von Andreas ersucht worden, alles, was seiner Frau gehöre, aus dem Hause zu schaffen. Das war für Isa ein willkommener Auftrag. „Wir nehmen ihm beinahe alles, sogar manches Notwendige, damit sein Heim recht ungemütlich und unbequem wird. Er weiß sich nicht zu helfen, dann läßt er entweder Eva wiederkommen, oder er gibt wenigstens die Kinder her. Die gute Eva kann's ja doch so nicht aushalten; nein, in der Person habe ich mich einmal gründlich getäuscht. Haha, wer A sagt, muß auch B sagen . . ."

Daß es so weit kommen sollte, lag überhaupt nicht in der Absicht der Beteiligten, — sie dachte dabei zunächst an Rehbaum — „Eva selbst hat alles so dumm gemacht, so unvorsichtig . . . Dummheit muß auch bestraft werden, nun hat sie's."

Sie mietete rasch eine Wohnung und ließ die Sachen hinschaffen.

Eva kraute mit den Händen langsam in den Haaren, der Kopf that zum Zerspringen weh. Es klingelte, sie rührte sich nicht, es klingelte noch einmal. — „Es wird Isa sein." Sie stand mühsam auf, stieg mechanisch über all das Zeug, das im Wege lag, und öffnete die Wohnungsthüre. Der Violinist Alberti stand da.

„Guten Tag."

„Kommen Sie herein, Alberti.“

Er folgte ihr. Eva setzte sich wieder auf den Schemel. Alberti schob im Hineingehen einiges mit dem Fuß beiseite und ging ein paar Schritte ins Zimmer.

„Setzen Sie sich, Alberti. Was wünschen Sie?“ sagte sie teilnahmslos. Er sah sich nach einem Sitz um, aber es war alles belegt. Er wollte eine Schachtel mit Nähzeug beiseite schieben, um sich auf ein Sofaeckchen zu setzen, sie kugelte herab. Als er den Kram aufheben wollte, der herausgefallen, winkte Eva mit der Hand ab.

„Lassen Sie nur, lassen Sie nur, Isa räumt alles auf.“

Er blieb stehen. „Entschuldigen Sie, daß ich heute komme, es eilt eben. Wegen des Konzertes in der Philharmonie.“

„Konzert? Ach so —“ An so etwas hatte sie jetzt allerdings nicht gedacht.

„Ja, das — ich spiele nicht.“

„Warum?“

„Ich kann nicht.“

Er warf einen Blick im Zimmer umher, es war so trostlos darin, so ungemütlich, und durch gardinenlose Fenster strömte das Licht herein, so grell, so rücksichtslos.

„Können Sie es denn hier aushalten?“

„Ja.“

„Sie sollten doch versuchen zu spielen.“

„Ich kann nicht.“

„Adieu.“

Sie begleitete ihn zur Thüre, indem sie wieder langsam über die am Boden liegenden Sachen stieg. Er reichte ihr seine Hand hin. Wäre sie nicht stumpf gewesen gegen alles Leid auf Erden, hätte sie den traurigen Ausdruck in Albertis sonst etwas blasirtem Gesicht bemerken müssen, aber sie hatte jetzt nur Verständnis für eigenen Schmerz. Plötzlich huschte an ihren Augen das kranke Antlitz Mariens vorüber, der schmallippige, weite Mund, die hohlen Wangen . . .

„Wie geht's daheim?“ fragte sie.

„Schlecht, bald zu Ende.“

„Dann haben Sie auch nichts mehr!“

„Nein, dann hab' ich nichts mehr.“ Seine Mundwinkel senkten sich wie zum Weinen.

„Auch kein Kind?“

„Ja, wenn ich ein Kind hätte!“ Es klang wie ein Sehnsuchtsseufzer. Er lächelte trübe. „Adieu.“

„Adieu.“

Er ging. Etwas blieb von ihm im Hause zurück, wie der vom Wind hereingewehte Duft von

Blumen, der Sehnsuchtsseufzer: „Ja, wenn ich ein Kind hätte!“

Isa kam und ordnete alles. Es sah nach und nach wieder menschlich aus.

Eva versuchte oft ein paar Accorde zu spielen. Kaum hatte sie aber die Tasten berührt, brach sie ab. „Vater, Vater, wie konntest Du nur sagen, Musik sei ein Trost im Leid! Das ist ja nicht wahr. Musik ist auch ein Schmerz; sie thut weh,“ schluchzte sie laut und ließ Arme und Kopf auf das Notenpult fallen.

Rehbaum kam und ging, so oft und wann es ihm beliebte. Das Siegeslächeln auf seinem Gesicht war verschwunden.

Er hatte sich ja alles ganz anders vorgestellt. „Ach, wie grämlich, wie langweilig, wie prätentiös ist die Frau!“

Wo sind die drolligen Redewendungen, wo nur alles hingekommen, was ihn früher so entzückte und beglückte? Immer die Klagen um die Kinder.

Die Kinder! Alle Gedanken bei den Kindern, mehr als vielleicht in ihrem ganzen Leben! Das sah und fühlte er immer.

„Wie sie wieder dasitzt,“ dachte er, als er ins Zimmer trat. Natürlich saß sie auf dem Schemel,

das offene Haar umfloß die Arme, die sie auf die Kniee oder eigentlich auf ein daraufliegendes Buch gestützt hatte. Die Finger wühlten in den Haaren. Schon lange war sie so dagesessen, wollte lesen, konnte aber nicht, es fuhr alles im Buch wild durcheinander. Nur eine einzige Stelle begriff sie, darauf starrte sie, darauf waren Thränen gefallen, nicht lindernde, Trost bringende, nein, glühendes Gift, schmerzhaft brennend zum Schreien. — Dann las sie wieder, lächelnd, innig nickend:

„Der schönste Nam' im Erdenrund,
Das schönste Wort im Menschenmund
Ist: Mutter!
Ja keines ist so tief und weich,
So ungelehrt gedankenreich,
Als: Mutter!"

Darauf starrte sie. Rehbaum trat, wie immer, leise ein. Sie hörte ihn nicht. Aergerlich schüttelte er den Kopf, nahm das Buch von ihren Knieen, sah erst forschend die Titelseite an: „Meine Ruh" von Carmen Sylva, dann die bethränte Stelle.

„Pscht!" kam es zischend wie ein Auflachen aus seinem Munde.

Eva zog die Augenbrauen eng zusammen. Wie verletzend spöttisch konnte sie da aussehen! Rehbaum hätte sie mißhandeln mögen vor Zorn.

Sie sah ihn fremd an und wendete schnell den Kopf weg: „Was drängt sich dieser Mensch in meine Gedanken? Wie kommt der in meine Kirche?“ — — —

Die Kinder . . .

„Was liegt denn an ein paar so albernen Kindern,“ konnte er sich nicht enthalten, wütend auszurufen. Worauf ihn Eva dann aufforderte, sie augenblicklich zu verlassen.

Der Doktor besuchte sie auch einigemale und war recht freundlich mit ihr, aber seine Tochter Therese konnte er jetzt natürlich nicht mehr schicken.

„O, warum denn nicht?“ Eva dachte, es geschähe dies aus Rücksicht für ihren trostlosen Zustand — und es hätte ihr doch wohlgethan, das naive Geplauder Thereſens zu hören.

„Wissen Sie — aufrichtig gesagt, man würde es mir übel nehmen, wenn ich das junge Mädchen jetzt zu Ihnen gehen ließe.“

Eva verstand nicht und sah ihn fragend an.

„Und dann — die anderen Mädchen, die Freundinnen meiner Tochter, reden über Sie — und gebrauchen dabei Ausdrücke, die sie von den Leuten gehört — und das ist doch nicht gut für das Kind.“

„Gebrauchen Ausdrücke!“ — Eva wurde über und über rot. Zum erstenmale hörte sie so etwas —

„Ach so — ja freilich, da haben Sie recht," sagte sie langsam.

Der Doktor wollte sie trösten. Es that ihm jetzt leid, etwas gesagt zu haben, er hatte nicht gedacht, daß es einen Eindruck auf sie machen würde.

„Später kann ja Therese wieder kommen, wenn Sie es erlauben. — Therese hat Sie ja so lieb, und es würde Ihnen gewiß leicht werden, sich zu rehabilitiren."

„Rehabilitiren?"

Nun wurde Eva wieder böse. Es fiel ihr etwas ein, das mußte sie doch noch sagen, das konnte sie jetzt nicht zurückhalten. Ihre Stimme zitterte vor Empörung. „Herr Doktor, ich habe neulich Ihre Therese in der Nürnbergerstraße mit der dicken Bilderhändlersfrau Roth gehen sehen, Arm in Arm, in freundlichem Gespräch — mit Frau Roth, von der ich bestimmt weiß, daß sie ein liederliches Weib ist. Hören Sie, Herr Doktor? Bestimmt weiß ich es."

„Na, na, so schlimm ist's nicht. Und wenn auch — Frau Roth lebt in geordneten Verhältnissen, die verkehrt mit aller Welt."

„So, so. In geordneten Verhältnissen! Ja, ja, ihr Mann ist ein Idiot, der ihr trotz ihrer Schmutzgeschichten gestattet, in seinem Hause zu leben. Sie

hat das Glück, ihre Kinder zu genießen und aufblühen zu sehen, sie büßt nicht für ihr Verbrechen. Deshalb achtet sie die Welt als gleichwertig ... Und ich, die ich zur Strafe alles verloren habe, die ich meine Kinder verloren habe — ich, die ich büße bis zum Wahnsinn, —" sie schrie beinahe hinaus — „ach, ich verfluche diese Welt!"

„Liebe Frau Taubert, Sie kennen die Welt nicht. Wir können sie nicht ändern; der Schein macht vieles."

„Ja, das sehe ich. Eines muß ich Ihnen sagen, Herr Doktor, ich würde meine Tochter nicht mit Frau Roth gehen lassen — und mir wäre eine bestrafte Verbrecherin lieber als eine unbestrafte!"

„Beruhigen Sie sich," sagte der Doktor. Eva that ihm leid, sie war jetzt so bleich und erregt geworden. „Uebrigens ist es mir nicht recht, daß Therese mit dieser Roth geht!"

Im Fortgehen murmelte er: „Ja, ja, sie hat ja recht, aber 's hilft nichts."

„Rehabilitation? Was ist das? Wie wäre so etwas je wieder gut zu machen?" fragte sie sich selbst, als sie wieder allein war.

„War ich denn verrückt, daß ich mir das anders vorstellte? ... Natürlich, so muß man denken! Die Welt ist einmal so ... Aber Andreas, der nie mit

dem großen Haufen ging, o, der denkt gewiß anders; er ist gut, der Beste in der Welt, er läßt die Kinder mit mir verkehren, wenn auch nur wenig, wenig ... Ach, die schmerzlich süßen Stunden, wenn sie mit Creszenz kommen ... Und sie fremdeln nicht, sie haben ihre arme Mama noch lieb." Sie schluchzte. „Ach, daß Mutterliebe so weh thut, ich meine oft, die Brust zerspringt mir ... Er ist doch gut und groß — in ihm habe ich mich nicht getäuscht ... Vielleicht nimmt er mich später wieder zu sich."

Dieser Gedanke leuchtete wie ein Sonnenstrahl in ihr wundes Herz. „Wieder zu sich ... ach, vielleicht! Ja, ja, er hat sein Evaweibchen so unsäglich lieb gehabt ... Wenn ich ihn nur sehen könnte, wenn ich ihn nur nach Jahren wiedersehen könnte ... Ach, die Leute würden mich auslachen, wenn ich ihnen sagte, daß ich immer an ihn denke, wenn ich an die Kinder denke ... Könnten sie in mein Herz sehen, ich glaube, sie würden mich alle für wahnsinnig halten. Sie verstehen mich alle nicht."

10.

Der Doktor kam oft zu Andreas in die kahle, halbausgeräumte Wohnung. Im Kinderzimmer war alles so ziemlich wie früher, aber die Seele, der warme Hauch fehlte — die Mutter. Er mußte den Kopf schütteln. Dort in der entlegenen Straße sitzt die Mutter trauernd und voll heißer Sehnsucht nach ihren Kindern, verzehrt sich vor Schmerz, „die Mustermutter", wie er sie immer nannte. Ja, das war sie trotz alledem. Keine Ehefrau, keine Mustergattin, aber die Flamme der Mutterliebe brannte gewiß in keines Weibes Herzen heiliger, als in dem ihren. Und hier sind die Kinder bei einem fremden, dummen Dienstweib, bei einer Magd . . . Andreas mußte ja jetzt noch angestrengter arbeiten als früher.

Die Kinder waren lustig. Kinder gewöhnen sich rasch an alles. Und doch schien es dem Doktor, als ob sie manchmal einen sehnsüchtigen Blick nach der Thüre würfen; oder täuschte er sich? Jedenfalls gut, daß Eva diesen Blick nicht sieht!

In Andreas' Zimmer, diese Empfindung hatte der Doktor, fehlte auch der warme, belebende Hauch. Aber nicht in seinem Zimmer allein, auch in seinem Herzen. Alles war darin wie ausgebrannt. Mit hartem

Gesicht saß er da, die Lippen zusammengepreßt, mit krampfhaft fester Hand die Radirnadel führend, den kalten Blick auf die Arbeit geheftet ... Manchmal stand er auf, ging in das Kinderzimmer, dort war nach seiner Ansicht alles in Ordnung, dann ging er wieder zurück. „Es geht auch so," er rieb sich die Hände, „es geht auch so, muß gehen — ohne sie — anfangs glaubt' ich freilich ... Doktor, es geht sehr gut so."

Der Doktor für sich: „Ich habe es ja gleich gesagt, er ist nicht so. — Er seinen Feinden verzeihen? Haha, da muß man lachen. Der verzeiht niemand. Das Gesicht ist wie Stein. Arme, dumme Eva, die Du immer noch an seine übermenschliche Güte glaubst, die einst Dein Herz bethörte, Du wirst da die bitterste Enttäuschung erleben."

„Deine Frau" — fing der Doktor an.

„Ich habe keine Frau!" schnitt ihm Andreas hart das Wort ab.

„Na, die Mutter Deiner Kinder —"

„Meine Kinder haben keine Mutter."

„Also dann Frau Taubert —"

„Es gibt keine Frau Taubert, da meine Mutter tot ist. Eva Mirian willst Du sagen —"

Der Doktor mußte lächeln. „Also gut — ich fürchte, Eva Mirian ist krank."

„Meinetwegen, was gehen mich andere Leute an?“

„Willst Du nichts für sie thun?“

Andreas starrte ihn an. „Ich? Warum ich? Ich kenne sie nicht.“

„Nun, Du hast sie doch einst gekannt.“

„Ja, ja, leider, aber jetzt ist sie tot.“

„Ich glaube, sie hat selbst den Wunsch, es zu sein.“

Andreas ging auf und ab, heftig die Hände ineinander reibend. Der Schlafrock flatterte.

„Sie ist ja glücklich mit ihrem — —“ Der Doktor räusperte, ihn unterbrechend. Nun fing Andreas zu rasen, zu toben an, daß dem Doktor bange wurde, er möchte auch ihm etwas Unangenehmes sagen; er gebrauchte Ausdrücke über Eva, über Rehbaum, die geradezu cynisch waren, schrie sich in eine Wut hinein, sein Kopf glühte rot. —

Der Doktor mahnte ihn zur Ruhe.

„Sprich nicht mehr davon,“ keuchte Andreas verschnaufend, „ich bitte Dich, schone mich unglücklichen Mann, es ist das einzige, was ich verlange. Ich brauche Schonung, ich, ich ganz allein, sie nicht. Sie hat, was sie wollte, ich nicht. Wenn sie ihre Kinder wirklich liebt, wird sie selbst das Richtige finden — muß es finden, sonst ist ihre Mutterliebe Komödie, wie alles andere an ihr. Laß mich, sprich nicht mehr

davon. Sie soll mir auf den Knieen danken für meine Güte. Punktum."

„Also nur Zorn — kein Schmerz! Also nur verletzte Eitelkeit — nicht verlorene Liebe ist es, was ihn rasend macht! Ja, ja, verletzte Eitelkeit, das ist auch das Schlimmere, das Unheilbarere, die Menschen wollen es nur nicht zugeben." Das war des Doktors Schlußgedanke.

Es hat niemand zusehen können, als Andreas zum erstenmal in die von Eva verlassene Wohnung trat. Niemand hat den schmerzlichen Sturm in seiner Seele geahnt, der ihn erschütterte, als er das Liebste auf Erden, sein Weib, verlor, als er das Höchste und Teuerste, ein geliebtes Weib, gemein und schmutzig fand, als er sein weiches Fühlen mit Füßen getreten sah eines phantastischen Schurken wegen. Niemand hat die Thränen gesehen, die noch schmerzlicher waren als die an der Leiche seiner heißgeliebten Mutter geweinten.

Als er zu den mutterlosen Kindern ging, sich in ihren Anblick vertiefte, wie Trost und Labsal suchend, und er in den Bewegungen der kleinen Körperchen die katzenartige Geschmeidigkeit Evas zu sehen glaubte, schluchzte er laut und lief eiligst hinaus.

„Vielleicht kann ich sie später noch einmal sehen,

wenn sie wieder brav ist! — Nein, nein!“ Er schämte sich dieses Gedankens. „Nein, sie ist eine Lügnerin. Pfui, diese Schmach, es ekelt mir. Was waren all die Jahre des Glücks an ihrer Seite gegen diesen Schmerz! Ein Atom!

„Er tötete alles, jedes weichere Gefühl, mit übermenschlicher Kraft. Es gelang ihm.

„Ich thue, was mir das Rechte scheint — rücksichtslos. Ich muß!“

Er hatte die Eigentümlichkeit, zu glauben, daß er in allen Lagen seines Lebens das Richtige traf. So auch hier. Er war unbeirrbar. — Daß ein Teil seiner Handlungsweise einem Gefühl entsprang, das man bei anderen Menschen Rache nennt, dieser Gedanke kam ihm nicht. Er war hart, weil er überzeugt war, Härte sei das Richtige. Daß er einst gesagt, er werde in allem groß und edelmütig sein bis ans Ende, dessen gedachte er nicht mehr. Daß Eva auf diesen Ausspruch ihre ganze Hoffnung für die Zukunft baute, daß sie daran glaubte wie ein Christ an Gottes Wort, das wußte er nicht.

11.

Wochen waren vergangen, trübe, traurige Wochen für Eva. Der Doktor hatte ihr hinterbracht, was Andreas geäußert. Nur die häßlichen Schimpfreden verschwieg er; die hätte sie ihm auch nicht geglaubt, weil sie dieselben für unmöglich gehalten, unvereinbar mit dem von ihr bis auf den Grund gekannten Wesen des Andreas. „Also ich würde selbst das Richtige finden? Doktor, ich finde es nicht. O, wenn ich es nur fände! Ich glaube, mein Kopf ist schwach geworden, ich leide so entsetzlich. Helfen Sie mir, Doktor! Ich weiß, oder besser, ich empfinde es, er will, daß ich Rehbaum nicht mehr sehe. Nicht wahr?"

„Ja freilich. Aber das ist ein Unsinn. Rehbaum ist ja Ihr einziger Halt. Durch Rehbaum müssen Sie rehabilitirt werden."

„Mein einziger Halt! Kann dieser Mann überhaupt ein Halt sein?" Es kam ihr beinahe komisch vor. „Er muß mich rehabilitiren? Er mich? Meinen Sie etwa, indem er mich heiratet?"

„Natürlich."

„Ist das auch Andreas' Meinung?"

„Das glaube ich weniger. Wissen Sie, der hat verschrobene Ansichten. Nein, das meint er sicher

nicht. Aber er wird noch zur Einsicht kommen, daß er es meinen muß. Wie sollten Sie sich sonst rehabilitiren können? Wie wieder eine sogenannte ehrbare Frau werden?"

„Ich dachte," sagte sie kleinlaut, „Andreas würde sich — der Kinder wegen — später mit mir versöhnen."

Der Doktor lächelte. „Nein, liebe Frau Eva, das müssen Sie nicht denken. Wissen Sie, das geht nicht. Nach einem solchen Scheidungsprozeß —"

Da fuhr sie in die Höhe, hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und schrie hinaus: „Doktor, ich bitte Sie inständig, nichts davon, es bringt mich um. Ja, Sie haben recht, tausendmal recht. Er kann nach diesem Prozeß nichts mehr von mir wissen wollen."

Der Doktor schwieg.

Eva sah vor sich hin. Ihr Blick ging wie in weite, weite Ferne. Nach einer Weile sagte sie ruhig wie von leisem Grauen beschlichen: „Ich hätte mir nie vorstellen können, daß an sich nicht gar so schlimme Details sich so ekelhaft ausnehmen könnten, wie es in diesem Prozeß geschah. Es ist merkwürdig. Ja, wenn erst so etwas durch die Mäuler von Dienstboten, Packträgern, Nachbarsleuten geht, da wird alles noch viel, viel schmutziger, als es in der That war."

„Selbstverständlich," fiel der Doktor ein, „jedes thut von seinem eigenen Schmutz noch ein bißchen dazu, vielleicht ohne es zu wollen und zu wissen, es bleibt eben kleben . . ."

„Und ich hätte nie gedacht, daß sich irgend ein Verbrechen so häßlich, so mörderisch ausnähme, bis ich das selbst schwarz auf weiß sah . . . Ach, Andreas hat recht, daß — ihm ekelt, ganz recht. Ich selbst könnte mich vor Grausen zerreißen." Sie sprang auf, ihre Stimme hatte sich grell gesteigert. „Ich verfluche mich, ich verfluche die Welt!"

Sie rannte im Zimmer umher und hielt sich den Kopf mit den Händen. „Und sehen Sie, Doktor, ich durfte nicht dabei sein, wie sie alles verhandelt haben; denn wie oft hätte ich da dazwischen schreien müssen: ‚Nein, nein, so war es nicht, so war es ja nicht gemeint — anders, ganz anders! Oder, ja, so war es, und doch nicht so, denn es war anders gemeint!' Sagen Sie," fuhr sie ruhiger fort, „haßt er mich wirklich?"

„Nein, Sie sind ihm gleichgiltig, sind tot für ihn. So versichert er wenigstens."

„Bedauert er mich nicht?"

„Nein, das wäre wohl zuviel verlangt. Offen gesagt, er glaubt nicht an Ihren Mutterschmerz."

„Allmächtiger Gott!“ flüsterte sie entsetzt, „er kennt doch meine Liebe zu den Kindern?“

„Wissen Sie, ein Mann hat ja doch keinen so vollständigen Begriff von Mutterliebe . . . Also, liebe Frau Eva, seien Sie vernünftig, warten Sie auf die Zukunft, seien Sie froh, daß Sie die Kinder wenigstens ab und zu sehen dürfen. Mehr zu erreichen ist jetzt nicht. Denken Sie auch an Ihre Gesundheit. Sie richten Ihre Nerven zu Grunde. Machen Sie mit Fräulein Isa und — Rehbaum eine Reise. Das ist immer gut. Es wird Sie zerstreuen. Ich selbst habe den Baron, der mich ganz verzweifelt Ihretwegen um Rat gefragt, dazu angeregt.“

„Eine Reise machen? Wo ich das Glück habe, hier meine Kinder zu sehen, fort gehen? Einen solchen Gedanken kann doch nur ein dummes Mannsbild haben. Mir scheint, die anderen sind noch verrückter als ich!“ schrie sie ihm zornig nach, als er den Rücken wandte und ging. —

Noch drei Tage, bis sie ihre Kinder wieder sah. Noch drei lange Tage! Dann durfte sie sie wieder ans gramzerrissene Herz drücken . . . Schenken durfte sie ihnen nichts, nicht einmal Obst oder Bonbons; sie sollen nichts haben, was von ihr kommt. Andreas wollte es so. Es ging ihr nicht in den Kopf.

„Haben sie nicht Blut und Leben von mir?“ Und sie hätte, wenn nötig, so gern Hunger gelitten, um den Kindern jede Freude zu verschaffen, die sie selbst in ihrer armen Kindheit entbehren mußte.

Heute glaubte sie wieder einmal eine Ahnung zu haben, als ob den Kleinen etwas zugestoßen sei. In tiefer Herzensangst ging sie die Lindenallee entlang bis zu ihrem früheren Heim. Dort schlich sie um das Haus herum, wie sie beinahe jeden Abend gethan. Sie wurde verscheucht. Sie kam wieder. Es war schon ziemlich dunkel und doch kein Licht in den Zimmern. Alles wie ausgestorben! Der Regen schlug in ihr Gesicht, der Wind nahm ihr fast den Atem.

„Sollten die Kinder noch außer dem Hause sein, bei diesem Wetter? Das ist doch nicht möglich.“

Immer wieder kam sie an dem Haus vorüber. Ihre Schritte wurden immer kürzer und ängstlicher. Die Rückwärtsfenster konnte sie nicht sehen, weil dort Häuser vorgebaut waren. Ihre Angst stieg immer höher, sie war durchnäßt bis auf die Haut. Da kam ein älterer Herr aus dem Hause. Sie kannte ihn. Er wohnte parterre, ein pensionirter Militär. Sie wollte ihm ausweichen, er aber ging gerade auf sie los.

„Frau Taubert,“ sagte er, „Herr Taubert ist mit den Kindern abgereist; es scheint, Sie wissen das nicht!“

Sie sah ihn starr und erbleichend an.

„Abgereist?“ Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Abgereist?“ wiederholte sie. „Und ich wußte nichts davon? —“

Der ältere Herr hatte tiefes Mitleid mit der Frau, so trostlos, so voll Thränen klang, was sie sagte.

„Soll ich Sie nicht begleiten? Sie sind ganz durchnäßt und haben keinen Schirm.“

„Nein, danke.“

Und sie lief fort, in die Regennacht hinein.

„Abgereist, abgereist —“ Sie wiederholte es drei-, viermal, zehnmal, dann lachte sie auf — und der Wind heulte und übertönte alles. „Abgereist, ohne ein Wort zu sagen. Also, ein Mensch ist er, ein ganz gewöhnlicher Mensch, der sich rächt, — ein Mensch wie Rehbaum, wie Isa, wie wir alle. Und ich habe geglaubt — ich albernes Weib —“

„Wir reisen!“ rief sie ins Zimmer hinein, nachdem ihr Isa die Wohnungsthüre geöffnet, „wir reisen, wohin ihr wollt, so weit ihr wollt. Ach, gäb' es etwas, was betäubt ... Weißt Du nichts, Isa? Ich wollte, ich könnte Schnaps trinken oder wenigstens Champagner, um berauscht werden zu können. Aber ich bringe ja das Gesöff nicht hinunter. O Gott, o Gott!“

Sie reiſten alſo. Zuerſt nach London. Das kannte Eva noch nicht. Als ſie engliſch ſprechen hörte, fiel ihr ein, wie gut Andreas dieſe Sprache konnte. Er hatte früher, als ſeine Mutter noch lebte, manchmal vorgeleſen und ſich bemüht, Eva im Engliſchen zu unterrichten, aber ohne Erfolg. Nun glaubte ſie immer und immer wieder ſeine Stimme zu hören. Es wurde ihr ſchließlich ſo zur Qual, daß ſie drängte, nach Hauſe zu kommen, um allein zu ſein!

„Aber, Eva," ſagte Iſa eines Tages zu ihr, „wie führſt Du Dich auf! Die Leute glauben jedenfalls, wie vergnügt wir drei ſind, ja — proſit Mahlzeit! Dieſe Geſichter, dieſes Lamento! Ich muß ſagen, ich bewundere den Baron, mit welcher Geduld er alles erträgt. Ich an ſeiner Stelle hätte Dich ſchon längſt Deinem Schickſal überlaſſen. Er iſt wirklich ein Märtyrer ſeiner überſchwänglichen Liebe zu Dir."

Eva lachte höhniſch auf.

„Na, jetzt erlaube," fuhr Iſa ärgerlich fort, „wenn Du im Sinne gehabt haſt, ihn ſo zu behandeln, warum haſt Du denn überhaupt den Vorſchlag zu reiſen angenommen? Da wärſt Du beſſer daheim geblieben."

„Ja, ja," klagte Eva, „das iſt ja eben mein Fluch, daß ich fortwährend das Gute möchte und das Böſe thue."

Sie warf, in ihrer Wohnung in Leipzig angekommen, den Hut hin und die Handschuhe, den Schirm und das Handgepäck in eine Ecke, fuhr sich mit beiden Händen in die Haare: „Nein, nein, das ist ja nichts, so geht es nicht, das ist ja alles Unsinn! So kann ich nicht leben!“

Sie erfuhr durch den Doktor, nachdem sie vorher schon überall hin vergebens geforscht hatte, daß Andreas nach Holland sei, wo er Verwandte habe. Daß er ganz heimlich abgereist sei, ihretwegen, damit sie ihm nicht nachforsche und er endlich seine Ruhe habe, das mochte ihr der Doktor doch nicht eingestehen. Das Antwerpener Museum habe ihm Aufträge gegeben, die er an Ort und Stelle ausführen wolle, er habe die Absicht, sich in Antwerpen anzusiedeln. Die Kinder kämen überhaupt nicht mehr zurück, nur er allein — lediglich um den Transport des Hausrates zu besorgen.

Also auch das noch!

Eva wollte augenblicklich packen, um auch nach Antwerpen zu reisen.

„Ich muß doch die Kinder besuchen, und es ist ja egal, wo ich lebe. Morgen reise ich hin.“

„Nein, thue das nicht,“ sagte Isa, dann stockte sie . . .

„Warum nicht?“

„Weil es Dir doch nichts helfen würde, denn Dein Mann — Dein ehemaliger — er will, Herr Gott, schau nur nicht so, — man kann mit Dir wirklich nicht reden."

„Nun — was denn?" Eva packte und umkrallte Isas mageren Arm.

„Ach," jammerte Isa, „Du thust mir weh ... Der Andreas hätte sich so geärgert darüber, daß Du mit uns nach London gegangen bist. Daß Du überhaupt ... Geh, es ist mir zu dumm, ich halte den Mann nicht für zurechnungsfähig."

„Sprich, Isa, ich bitte Dich, weiter!"

„Also, er will Dich jetzt die Kinder überhaupt nie mehr sehen lassen, und wenn Du ihm nachreisest, geht er nach Amerika. Er steht immer mit einem Fuß auf dem Schiff, und wenn Du ihm nach Amerika folgst, geht er noch weiter und so fort bis ans Ende der Welt. Er will nicht mit Dir die gleiche Luft atmen. Mit einem Wort, Du wirst die Kinder nicht mehr sehen."

Eva mußte sich in späteren Jahren manchmal diesen Augenblick vergegenwärtigen und begriff nie, wie sie nach ihm noch leben konnte; es war ihr, als ob sie einen Chor von fremden Stimmen hörte, die nicht von dieser Welt waren, die wild durcheinander schrieen,

daß sie nichts davon verstand — Doch — ein einziges begriff sie in all dem Chaos: „nie mehr!“

„Du lügst,“ schrie Eva gellend, richtete ihre Gestalt hoch auf, als ob sie auf den Fußspitzen stünde, streckte die Arme in die Luft, der Körper schwankte nach rückwärts, dann nach vorwärts, dann fiel er plump und schwer zu Boden. Als sie erwachte, lag sie auf dem Sofa, wohin sie Isa mit Hilfe des Dienstmädchens gelegt hatte. Es wurde nach dem Arzt geschickt. Doktor Reiser kam.

Sie redete nichts, gar nichts. Er tröstete sie, so gut er konnte. Es war in ihrer Angelegenheit augenblicklich nicht viel zu machen. Andreas hatte nun einmal so verschrobene Ansichten. Er wollte, daß sie gar nicht mehr mit dem Baron verkehrt hätte, während er doch der Kinder wegen wünschen mußte, daß Eva wieder in die Reihen der anständigen Frauen rangirte, und das konnte sie nur, wenn Rehbaum sie heiratete, wenn er, der ja eigentlich ein angesehener Mann war, sie für würdig genug hielt, sie zu seiner Gattin zu machen. Dann, wenn alles wieder in Ordnung, würde auch Andreas ruhiger werden, und dann könne er sich auch der allgemeinen Ansicht nicht entgegenstellen, er müsse dann, wohl oder übel, sie wieder mit den Kindern verkehren lassen. So lautete die Meinung des Doktors.

Eva sagte nichts.

„Frau Taubert, haben Sie keinen Wunsch, den ich Ihnen vielleicht erfüllen könnte?“

Sie nickte. Dann leise: „Ja, ich möchte sterben, helfen Sie mir dazu.“

„Ja, ja, das dachte ich mir. Nein, leben sollen Sie, heiraten, wieder Familie bekommen, dann werden Sie gesunden und alles anders beurteilen.“

Sie schüttelte heftig den Kopf und brach plötzlich aus: „Habe ich denn gar keine Hoffnung, meine Kinder wieder zu sehen? Ist er denn ganz mitleidslos geworden? Güte ist das Höchste, hat er oft gesagt.“

„Ja, gesagt. Das ist alles recht bequem zu sagen, so lange einem nichts Böses geschieht, so lange man glücklich ist im Vollbesitz alles dessen, was man wünscht. Die Probe legt man aber erst ab, wenn man unglücklich wird, wenn man unwillkommene Gelegenheit bekommt, seine Güte zu beweisen. Diese Probe hat Andreas leider nicht bestanden. Das Unglück hat sein Herz verhärtet, seinen Edelsinn erstickt.“

„Aber, Doktor, ich kann es ja nicht ertragen.“

Das sah der Doktor wohl selbst. Er wollte etwas für sie thun, er wollte mit Andreas reden, wenn er käme. Zwar war es ihm recht unangenehm, weil Andreas, wenn auf die Sache die Rede kam, immer

grob wurde, aber er wollte es doch wagen, Eva zu liebe. „Das Weib ist doch in allen Fällen bedauernswerter als der Mann.“ Manchmal hatte der Doktor Momente, wo er Beide als Objekt betrachtete, um seine Menschenkenntnis zu erweitern; ganz im Stillen gewährte es ihm dann eine gewisse Genugthuung, daß alles ungefähr so eingetroffen, wie er vorausgesagt. Aber die Frau that ihm doch leid, denn sie war nicht böse; Bösartigkeit allein war es, was ihn am sündigenden Menschen abstieß, alles andere konnte er menschlich nehmen und ertragen.

Andreas konnte das nicht. Das begriff der Doktor nicht, er wurde irre an ihm, manchmal hielt er ihn sogar für böse; als ein Mann von Wort jedoch galt er ihm immer noch wie nur irgend einer. Das war's, wo er ihn packen wollte.

Eva saß auf dem Schemel, ihrem Lieblingsunglückssitz, und sah vor sich hin, stundenlang, tagelang. Sie aß nichts, ging nicht aus und sprach mit niemand. Manchmal schloß sie müde die Augen, dann öffnete sie sie wieder weit. Sie grübelte und sinnirte. Immer dasselbe.

„Also so viel Liebe, einen solchen unermeßlichen Schatz von Liebe, wie ich ihn für die Kinder habe, kann er ihnen entziehen! Ist das wirklich recht? Ist

es nicht ein Raub an den Kindern? Und wie oft hat er gesagt: ‚Der Mensch kann nicht Liebe genug bekommen, nie zu viel‘ — und jetzt — seine eigenen Kinder läßt er aufwachsen mit der grausamen Täuschung, daß ihre Mutter sie nicht möge.“

„Lüge, Lüge!“ schrie sie wild. „Alles Lüge, alles Schein! Güte ist das Höchste! War auch das Lüge? Blauer Dunst? Und wenn ich später, wenn die Kinder erwachsen sind und selbst das Muttergefühl kennen, ihnen erzähle, wie ich sie geliebt, wie ich sie mit jedem Atemzug ersehnt habe, wie ich ihretwegen gelitten, wie ich vor Schmerz und Kummer um ihren Verlust frühzeitig eine Greisin geworden, werden sie wohl dann ihrem Vater für all das danken? Nein, solch nichtswürdige Kreaturen können die holden, guten Kinder nie werden. Sie werden dann mit mir weinen um mein verlorenes Leben, ich weiß es!“

Evas Mutter kam aus Regensburg, als sie von dem Schicksal ihrer Tochter gehört. Eva erhob sich kaum von ihrem Schemel.

„Mutter,“ sagte sie, „geh wieder heim, denn ich weiß ja jetzt, daß man seine Kinder bis zum Sterben liebt, Du könntest mein Leiden nicht mitansehen, denn ich bin ja Dein Kind. Geh wieder fort. Denke, es wäre nur ein garstiger Traum, mein Elend, ich sei

nicht krank, es fehle mir nichts. Kehre heim, damit Du nichts siehst, ich bitte Dich!"

Es vergingen Wochen. Sie war noch immer in stummer Unbeweglichkeit. Alles vor ihr lag in tiefem Dunkel, undurchdringlich, hoffnungslos. Manchmal, wie ein Blitz, kam ein erlösender Gedanke, ein Entschluß, sie wollte ihn ausdenken: „Das ist es, so erringe ich meine Kinder wieder — so kann ich Andreas' Gedanken erraten." Es war nur ein Blitz — und alles blieb finster wie zuvor. Ihr Kopf konnte keinen Gedanken mehr behalten und ausarbeiten.

„So will ich sitzen bis an mein Lebensende, ich stehe nie mehr auf."

„Sehr schön," sagte Isa, „dann darfst Du aber nicht lange leben, denn — schau her," und sie hielt ihr eine geöffnete Blechkassette dicht vor die Augen.

„Leer?" fragte Eva.

„Natürlich leer, wie Du siehst, eben gab ich dem Dienstmädchen das letzte Zwanzigmarkstück."

„Ja, aber, Isa, was soll ich thun?"

Isa lachte. „Was Du thun sollst? Ja, das weiß ich nicht. Du hast wohl an Heinzelmännchen geglaubt, an Zwerge, die ungesehen nachts unsern Geldbeutel füllen?"

Eva blickte noch immer in die leere Kassette.

„Wenn ich in Deiner Lage wäre, wüßte ich schon was ich thäte," fing Isa wieder an, „ich würde deswegen mit dem Baron reden."

Da schnellte Eva in die Höhe. „Verrücktes, schamloses Frauenzimmer, alles andere eher!"

Sie ging hastig zum Flügel, er war furchtbar staubig; sie schlug mit dem Taschentuch einigemale über die Tasten, dann brauste und tönte es durch die Wohnung in kraftvollen, prächtigen Accorden, ein, zwei, drei Stunden lang, ununterbrochen.

„Gott sei Dank," sagte Isa, „nun ist sie gerettet. Ich fürchtete schon, das Irrenhaus bekäme eine neue Inwohnerin."

Andern Tages erhielt Alberti ein Billet von Eva mit der Aufforderung, mit ihr in Berlin zu konzertiren.

Rehbaum wurde wieder vorgelassen. Jetzt war er im stande, durch sein phantastisches Wesen, durch seine gewandte Suada auf Eva eine gewisse Wirkung auszuüben. Zwar haßte sie ihn als den Urheber all ihres Unglücks, allein für eine Minute der Zerstreuung schon war sie dem Schicksal dankbar.

Also die Welt erwartete, daß er sie heirate. Sonderbare Welt! Aber warum sprach er nie davon? Seine Sache war es doch, darauf zu dringen, denn er verkehrt mit der Welt und kennt ihre Gesinnung.

In Berlin angekommen, machte sie einen Spaziergang durch die Stadt. Es that ihr wohl, ungekannt durch die Straßen zu gehen; es war, als ob sie jetzt, da sie wieder thätig war, einen Tropfen neuen Lebens in ihren Adern fühlte. Es war, als ob sie jetzt einen klareren Blick für ihre äußere Lage bekommen hätte. So war es ihr gestern erst aufgefallen, daß man auf der Straße ihren Gruß kühl und ernst erwiderte, daß man ihr auswich.

Jetzt begriff sie den Doktor, begriff, daß er seine Tochter Thereſe nicht zu ihr schicken konnte.

„Ja, ja," sagte sie, „es ist ja eigentlich lächerlich, aber es ist so. Eine kurze Zeit erträgt man diese Mißachtung. Aber auf die Dauer? Was habe ich nur all diesen Leuten gethan, daß sie Recht zu Verachtung und Haß gegen mich zu haben glauben? Ja, das wird nicht anders gehen, ich muß ihn heiraten, und zwar in Leipzig; wo ich in Unehre gefallen, muß ich wieder zu Ehren kommen. Zu Ehren? Wer verleiht denn Ehren? Wer ist so ehrenreich? Dann darf Thereſe wieder zu mir kommen, dann wird mich die ehrenwerte Frau Specht wieder grüßen, das nichtsnutzige Weib, das nicht besser, nur klüger war als ich, und ihren Mann heute noch betrügt, wie sie ihn seit Jahren betrogen hat. Hahaha, es ist lustig. Ach,

eine vollständige Verbrecherin zu sein — das muß gemütlich, das muß bequem sein; nichts mehr in sich zu fühlen, was gut und edel ist und einen gerade deswegen quält. Warum ist mit dem Pflichtgefühl für meinen Gatten nicht auch meine Mutterliebe geschwunden? Warum ist die geblieben, wie ein Fluch? Warum hielt ich es für ein doppeltes Verbrechen, mit einem Fuß außerhalb der Ehe zu stehen und mit dem andern in aller Gemütsruhe und Schamlosigkeit drinnen zu bleiben, wie die vielen, sehr geachteten Frauen? Warum war ich zu dumm, um mir alles einzuteilen, wie Isa sagt? Man kann ja vieles, beinahe alles thun, aber niemand darf's wissen! Warum konnte ich nicht heucheln? Das ist ja viel besser! Das kommt ja so oft vor, da hätte ich dann meine Kinder — meine Ehre — und meinen Spaß. Das wäre doch viel lustiger!"

Dann schämte sich Eva wieder solch frivoler, verzweifelter Gedanken.

„Wenn meine Kinder das verstünden, wenn sie diese meine Gedanken kennen würden, da müßt' ich erröten! Nein, ich will büßen, ich will sühnen. Ich will mir Mühe geben, das Unerträgliche zu ertragen."

Sie spazierte also durch die Straßen, die Linden entlang, durch das Brandenburger Thor hinaus nach

dem Tiergarten, weit hinein, wo's einsam wird. Auf einer Bank saß ein Mann und las. Sie wollte vorbeigehen, da stand er auf und bewegte seinen langen Körper gegen sie her.

„Ah, Alberti! Der Zufall! Guten Tag!"

„Guten Tag!"

Er sah bleich und angegriffen aus.

„Wie geht's zu Hause? Schlecht?"

„Nein, tot."

„Marie tot? Ach, Sie Armer!"

Es liefen zwei Thränen über sein Gesicht und verloren sich in dem blonden Schnurrbärtchen.

„Ach, Sie Armer!" wiederholte sie, sonst fand sie keine Worte, sie wußte, es war ein wirkliches Unglück für ihn, und sie wußte auch, dafür gibt's keinen Trost, nur für eingebildetes.

„Und die arme Marie!"

„Ja, ja, was lebt, ist immer noch erreichbar, aber was tot ist —" Er konnte nicht weiter reden, er hielt die Hand vor die Augen.

Nun kam sie sich auf einmal reich vor gegen ihn, denn ihre Kinder lebten ja. Und nun schien es ihr, als wäre sie, gerade sie so recht verpflichtet, ihn zu trösten. Sie ergriff seine Hand und hielt sie in ihren beiden fest.

„Und Marie, wie starb sie?“

„Sie schlief ein — lächelnd. Es sind schon zwei Monate.“

„Ach, und ich wußte nichts.“ Eva schämte sich.

„Es war ja auch im Gebirge.“

„Bleiben Sie jetzt in Leipzig?“

„Ja. Es ist ja egal, wo man ist.“

Sie gingen tiefer in den Park hinein. Sie legte ihren Arm in den seinen, was sie früher nie gethan, das Unglück brachte sie, die sich bis jetzt beinahe fremd geblieben waren, trotz künstlerischer Gemeinschaft, um einen Schritt näher. Er sprach heute mehr, als sie je sonst von ihm gehört hatte; sie erzählte ihm manches von ihren Schicksalen. Es kam ihr so natürlich vor, daß sie ihm davon erzählte. Als sie Rehbaums erwähnte, zog er das Gesicht verächtlich zusammen.

Sie spielte im Konzert mit großem Erfolg wie immer. Gleich ihr Einleitungsstück fand begeisterte Aufnahme. Dann kam Alberti mit seinem Violinpart. Eva setzte sich im Vorzimmer auf einen Stuhl und rückte ihn so, daß sie einen Teil des Podiums im Konzertsaal durch die offene Thüre sehen konnte. Da stand er, der einsame Mann, der so pflichtgetreu bei seinem kranken Weibe ausgehalten. Es erfüllte sie mit Bewunderung. Die lange, beinahe zu schlanke

Figur, die schlichten blonden Haare, der schmale Streifen Backenbart, der sich gegen das Kinn zu verlor, gaben ihm beinahe das Aussehen eines Engländers.

So ernst, so in sich verschlossen war er. Sein Spiel so ausgereift, künstlerisch vollendet. Der Gesang seiner Geige ging ihr warm durchs Herz. Wie kräftig er den Bogen führte!

Nun war er zu Ende. Der Beifall brach los. Er verbeugte sich etwas steif. Eva mußte darüber lächeln. Dann kam sie wieder an die Reihe.

Abends, als sie allein in ihrem Zimmer war, zogen mancherlei Bilder an ihrer Seele vorüber: Andreas, die Kinder, die tote Marie.

„Ach, Marie, Du warst glücklich, Du starbst in den Armen eines geliebten Gatten. Du bist wahrhaft geliebt worden."

Die Thränen liefen über die Wangen herunter auf die Spitzen ihres Nachtkleides, die vom lauten Herzschlag zitterten.

„Und ich werde einsam sterben und ungeliebt!"

12.

Eva ging mit raschen Schritten in ihrer Wohnung umher, die Hände auf dem Rücken, in einer Hand einen zerknitterten Brief. Sie flüsterte und zischte zornige Worte vor sich hin. Ihr Gesicht war zuerst erregt, dann bekam es einen spöttischen Zug, dann wurde es wieder traurig.

Sie erwartete Doktor Reiser. Andreas war ja angekommen und heute der Tag, an dem der Doktor die wichtige Unterredung mit ihm hatte, ihrer Kinder wegen.

Endlich erschien er. Sie sah ihn erwartungsvoll an, ihr ganzes Herz flog ihm entgegen.

„Was ist's? Bitte, bitte, reden Sie!"

Der Doktor schmunzelte und gab ihr die Hand.

„Liebe Frau Eva, Sie sehen einen Mann vor sich, der einen harten Kampf gekämpft. Ich wollte Sieger bleiben, ich hatte mir's fest vorgenommen, um Ihnen zu beweisen, wie lieb ich Sie habe, trotzdem ich meine Therese vorläufig noch nicht zu Ihnen schicke."

Eva war atemlos. „Sie waren Sieger? Ach!"

„Ja, ich habe etwas für Sie, was schwer wiegt, was Sie jedenfalls nicht unterschätzen werden."

„Was haben Sie?"

„Sein Wort! Sein Versprechen!“

Eva weinte und lachte zugleich. „Ach, Doktor!“

Sie drückte seine Hand an ihre Lippen. „Aber, wie, wann?“

„Sie dürfen Ihre Kleinen wieder sehen in Zwischenräumen, die er bestimmt.“

„Ja, ja!“ flog es hell aus ihrem Munde.

„Unter Kontrolle, die er bestimmt.“

„Ja, ja, ja!“

„Wenn Sie wieder in geordneten gesellschaftlichen Verhältnissen und eine brave Frau sein werden.“

„Wie kann ich das erreichen?“

„Sehr einfach, an der Seite Rehbaums, als dessen rechtmäßige Gattin.“

Sie reichte dem Doktor stumm den zerknitterten Brief.

Er überflog ihn. „Aha, von seiner Frau, aus Paris datirt, ja, ja, so etwas dachte ich mir.“

Als er neulich mit dem Baron über Evas Zukunft gesprochen, war es ihm aufgefallen, daß Rehbaum nicht recht Farbe bekennen wollte.

Er sei noch durch eigentümliche Verhältnisse gebunden, auch sei der Dispens schwer zu bekommen, er müsse sich erst nach Protektion umsehen und ähnliche Flunkereien. „Also wirklich verheiratet. Das ist schlimm!“

„Na, wenn ich innerlich so vollständig im Reinen wäre, daß ich ihn heiraten wollte, wäre es so schlimm nicht, er müßte sich eben scheiden lassen. Er liebt ja seine Frau nicht. Aber dumm und gemein ist es, daß er mir nichts gesagt. Und sie kann ihn doch auch nicht lieben, nach allem, was geschehen. Sehen Sie, Doktor," und sie deutete nervös mit dem Finger auf eine Stelle im Brief: „‚Ich bin eine unglückliche Frau, aber daran sind Sie nahezu unschuldig, das stammt alles aus früherer Zeit' — solche Ehen sind am besten geschieden."

Der Doktor machte ein bedenkliches Gesicht.

„Hm, das muß aber bald in Ordnung gebracht werden!"

Eva nahm ihn bei der Hand und sah ihm ernst und fest in die Augen: „Ist es Andreas' Meinung? Hält er keinen andern Ausweg für denkbar, eine brave Frau zu werden, als indem ich — den Rehbaum heirate?"

„Liebe Frau, Andreas denkt gar nichts; er ist sozusagen in dieser Sache unzurechnungsfähig, er tobt nur. Aber meine Meinung ist es und ich habe ihm dieses Versprechen unter den genannten Bedingungen herausgelockt. Ich halte es für das einzig Richtige. Ich habe als Ihr Arzt und als Freund mit ihm die

Sache durchgesprochen. Er wird sein Wort halten, ich setze meinen Kopf dafür ein."

„Ja, das glaube ich auch, Doktor. Und dennoch —" Sie brachte nichts mehr heraus, es schwirrte ihr alles durch den Kopf. Sie selbst verachtete sich so tief, so tief, — sie selbst verurteilte sich so streng wie vielleicht kein anderer Mensch. Denn sie ganz allein wußte, wie gut Andreas früher war. „Er wurde zu einem Versprechen gezwungen, das wollte ich nicht, das dachte ich mir ganz anders. Ich weiß ja, meine Qualen, mein Elend machen ihm Vergnügen," jammerte sie; „wenn ich es nur ertrüge, ich wollte ihm ja gerne seine Rache, sein Vergnügen gönnen, aber ich ertrage es nicht!"

Im Hause hatte sie keine Ruhe; dann ging sie aus, kam aber bald wieder nach Hause, denn sie konnte auf der Straße das Ohrengezischel nicht ertragen. Wenn ihr zwei Damen begegneten und sich bei ihrem Ansichtigwerden leise anstießen, hätte sie sie am liebsten geohrfeigt. Oft traten ihr die Thränen in die Augen und sie lief rasch nach Hause.

„Es muß ein Ende nehmen."

Sie wurde auch in keine Gesellschaft mehr geladen wie früher.

„Nicht hingehen wollen, das ist angenehm und

das habe ich ja immer gethan, aber nicht hingehen dürfen!" Sie war oft den ganzen Tag so zornig, daß sie fürchtete, leberkrank zu werden. Nun mußte einmal ernstlich mit ihm geredet werden. Heiraten! Wie sollte sie es anfangen, um das noch interessant an dem Baron zu finden, was sie früher — damals, so fand. Sie bemühte sich, sie strengte ihre ganze Phantasie an, — umsonst. Das machte sie ganz rabiat. Dieses fruchtlose Bemühen war nicht von heute und gestern. Schon seit langer Zeit versuchte sie, das unheimliche, aber nervenbeschäftigende Interesse, das sie einst für ihn empfunden zu haben glaubte, herauf zu beschwören; es gelang ihr nicht mehr. Aber in diesem Versuch schon sah Rehbaum eine Wiederannäherung, die ihm schmeichelte. In den letzten Monaten war er kühl, ablehnend geworden; sie fühlte nichts dabei, sie bemerkte es kaum. Er kam, schüttete einen Sack voll schöner, leerer Redewendungen aus, parirte mit geschickten Phrasen das leidenschaftliche Losgehen Evas auf zielbewußtes Handeln — er lächelte und ging. Wie er gekommen, war er gegangen. Nichts war von der Stelle gerückt.

Eva stand da mit bleichen Lippen, funkelnden Augen.

„Ja, bin ich das noch? Die hochmütige Eva? Er will nicht? Oder, wie er sagt, er kann jetzt nicht?

Ist er ein Schurke oder ein Irrsinniger? Räuber meiner Kinder — und besinnt sich noch, ob er mir die sogenannte Ehre zurückgeben soll? Er ist nicht glückselig, wenn ich diese Gabe nur aus seinen Händen annehme? Also — es gibt Verhältnisse, sagt er, von denen ich keinen Begriff zu haben scheine, gewisse Dinge, denen mein Verstand nicht gewachsen ist, denen ich minorenn gegenüber stehe."

Sie war ganz haltlos. Es schauderte ihr, wieder vor einem Kampf zu stehen. „Wie soll ich ihn kämpfen, da mir alles zum Siege fehlt — starke Nerven, unerschütterte Kraft, rücksichtslose Energie? Ich habe ja nichts von alledem! Isa, Isa, hilf mir, ich bin ja so dumm und Du bist so klug!"

Isa wußte auch alles recht schön zu erklären und zurecht zu legen. Sie war offenbar bis ins Kleinste unterrichtet.

„Rehbaum ist der beste, der idealste Mensch der Welt."

Sie richtete dabei ihre hellen Fischaugen begeistert gegen oben.

„Er liebt Dich, wie kein Weib je geliebt wurde, lies nur noch einmal seine Briefe alle durch. Wie wunderbar einfach, wie poetisch, wie geistvoll, und dann wieder — fast möchte ich sagen, von naivem

Feuer durchglüht schreibt er! Du mußt nur Geduld mit ihm haben, wie er sie mit Dir hat, das heißt, nur den vierten Teil davon, denn seine Geduld mit Dir ist ja unmenschlich. Der Andere soll sich ja recht freuen, hab' ich gehört, daß Du so unausstehlich gegen den Baron bist und ihm das Leben so verbitterst."

„Der Andere? Wer?"

„Nun, Dein Andreas!"

Dein Andreas — warum fühlte Eva bei diesen zwei Worten einen warmen Hauch wie Frühlingsluft im Winter? Sie machte einen Augenblick die Augen zu und lächelte . . .

Isa fuhr fort: „Nächstes Jahr wird der Baron Dich sicher heiraten! Die Scheidung von seiner Frau macht nur einige Schwierigkeiten. Des Vermögens wegen, verstanden? Er muß alles mit Vorsicht betreiben, sonst verliert er zu viel, vielleicht alles."

Eva machte ein höhnisches Gesicht.

„Ja, liebe Eva, alle Leute denken vom Geld nicht wie Du. Geld bedeutet Unabhängigkeit, und der Baron hält viel auf Unabhängigkeit. Er kann sich doch nicht von Dir ernähren lassen!"

„Er kann, wenn er keine sonstigen Kenntnisse und Erwerbsmittel hat, meinetwegen einen Dienstmann machen, einen Packträger, einen Straßenkehrer. Er

ist kräftig genug dazu. Nein, nein, nein, ich kann nicht mehr warten, gleich muß es geschehen, ich kann es so nicht mehr ertragen.“ Alles, was hinter ihr lag, das ganze Leben, kam ihr vor wie ein Berg von Albernheiten, von Lächerlichkeiten, von thörichtem Zeug. Jetzt sah sie es grausam deutlich. Nur ein Gutes, ein Schönes, ein Kluges war darunter, ihre einstige Ehe mit Andreas! Vor- und nachher war alles Chaos, schwarz und traurig! Herr des Himmels, wie war jetzt alles verpfuscht und verfahren, wie verdorben das ganze Leben! Und alles nur durch ihre Dummheit, durch ihre — sie wußte keinen Ausdruck dafür. Alles hin! Nur ein winziges Endchen Glück, wenn sie noch retten könnte, ein ganz winziges, daran wollte sie sich halten, daran wollte sie aufleben!

Der Baron kam und ging wie früher. So oft er kam, mußte Eva an Andreas denken, an sein schmerz- und wutverzerrtes Gesicht. Warum noch Schmerz und Wut? War sie nicht tot für ihn? Was konnte ihm noch an ihrem Verkehr mit diesem Menschen liegen, der ihr doch auch nur Schmach und Bitternis gebracht! Und doch beängstigte sie die Vorstellung, die sie sich von der Empfindung des Andreas bei ihrem Thun machte. Wie unsicher war sie in all ihrem Handeln geworden! Sie wurde regiert von

demjenigen, der gerade mit ihr verkehrte, von Isa, dem Baron, dem Doktor, von jedem lächerlichen Zufall, je nachdem. Alles, was sie unternahm, entsprang nicht ihrer Kraft, sondern ihrer Kraftlosigkeit, ihrer Beeinflußbarkeit, es war nicht mehr das Werk ihres Willens, sondern das eines fremden. „Die Passivität in der höchsten Potenz," sagte der Doktor. Nur manchmal raffte sie sich auf, um Nachricht von den Kindern zu erhalten, das allein war ihr Werk.

Sie schlief wenig. Erinnerungen, Gewissensbisse, Sehnsucht quälten sie sogar im kurzen Schlafe. Es gab Nächte, die sie vollständig durchweinte, Nächte, wo sie von Träumen in halbwachem Zustande gefoltert wurde; da gewahrte sie, dicht vor sich, vier große Kinderaugen, die nach rechts und links schwebten, immer sie ansehend. Dann sprang sie im Bette auf, blickte irr um sich, da liefen im Halbschatten die beiden Kinder, Hand in Hand, mit langen, weißen Hemden bekleidet, und Kränze auf dem Kopf, trippelnd durch das Zimmer. Sie sah ihnen mit weitgeöffneten Augen nach, bis sie verschwanden. Dann faltete sie die Hände: „Vater im Himmel, habe Erbarmen mit mir, ich kann es ja nicht mehr ertragen." Diese Vision hatte sie oft — immer genau dieselbe! Todesangst erfaßte sie dann. „Sollten die Kinder krank sein?

So weit weg, und ich kann keine Nachricht bekommen." Es jagte sie aus dem Hause, zum Doktor. Er wußte nichts, er hatte keine Nachricht. Andreas schrieb ihm nicht, es schien ihm fast, als ob er ihm zürne, weil er von ihm zu dem bewußten Versprechen förmlich gezwungen worden . . .

„Aber beruhigen Sie sich nur, liebe Frau, er wird sein Wort halten."

„Ja, das weiß ich," sagte Eva, sich selbst tröstend, „das weiß ich aus Erfahrung, ich war ja fünf Jahre lang seine Frau. Ein Versprechen hält er, daran glaube ich unverbrüchlich!"

Oft hatte sie schon versucht, die rührendsten Briefe an ihn gelangen zu lassen, die Adresse von anderer Hand geschrieben, damit er, dadurch getäuscht, den Brief doch wenigstens öffnen sollte. „Hat er ihn einmal geöffnet, liest er ihn auch," tröstete sie sich — „vielleicht hilft dazu der rasche Blick eines seiner Kinder, der ihn an die Mutter erinnert, oder irgend eine vorüberhuschende Erinnerung an eine ungetrübt glückliche Stunde aus der ersten Zeit ihrer Ehe, jeder Mensch ist ja manchmal vom Augenblick beherrscht."

Sie irrte — Andreas war's nicht. — Vorsichtig, mit ruhiger Hand war aus dem Briefcouvert ein Stückchen Papier herausgeschnitten, so daß die Hand-

ſchrift des inliegenden Briefes ſichtbar war, wenn Eva die an Andreas gerichteten Briefe ungeöffnet zurückerhielt.

„Stein, Stein, Granit, an dem alles abprallt!“ —

„Gehen Sie zu Frau Cornelie Maier,“ riet ihr der Doktor, „die iſt ja eine Freundin von ihm, vielleicht korreſpondirt er mit dieſer. Sie hat ſelbſt Kinder, ſie wird gewiß Verſtändnis für Ihren Kummer haben! Vor allen Dingen, bitte ich Sie, beläſtigen Sie ihn ſelbſt nicht mehr mit Briefen, er ſchickt ſie Ihnen ja doch zurück, und Sie müſſen alles vermeiden, was ihn aufregt, Sie müſſen ihm Zeit laſſen, begreifen Sie denn das nicht? Seien Sie doch vernünftig!“

Sie nickte ſtumm und eilte zu Frau Cornelie Maier. Dieſe wußte gar nichts. Andreas ſchreibe nicht, er haſſe Leipzig und alles, was darin iſt — es gäbe wohl ein paar Perſonen, mit denen er in Verbindung ſtehe, aber wahrſcheinlich nur in geſchäftlicher, ſie wiſſe aber nicht einmal genau, wer dieſe ſind. Sie war übrigens freundlich, gab laue Ermahnungen: „Da müſſen Sie ſich in Ihr Schickſal ergeben.“ Die Kinder werden Sie ja wahrſcheinlich wiederſehen, wenn ſie erwachſen ſind und dann thun können, was ſie wollen. Aber da müſſen Sie Geduld haben. Sehen Sie, meine beiden Kinder ſind im Inſtitut, ich ſehe

sie auch nur alle Jahre einmal, während der Ferien, denn sie sind zu weit weg. Und der Maler Kreß drüben hat seine Jungen auch weggeschickt."

„Aber Sie können den Kindern schreiben! Dürfen für sie sorgen! Sie wissen, wie es ihnen geht! Sie sind immer auf dem Laufenden!"

„Ja, ja, das wohl."

Eva weinte leise. Frau Maier lächelte etwas ungeduldig.

Eva fühlte, daß sie beläſtige, und erhob sich.

„In Rußland," fuhr Frau Maier tröstend fort, „gibt es fast keine besser situirte Familie, deren Kinder im Hause sind. Und die Russinnen sind sehr vergnügt dabei. Kinder sind überall glücklich."

„Ich wollte, ich wäre so eine Russin," seufzte Eva.

Solche und ähnliche Reden und Abfertigungen erhielt sie überall. Sie überwand oft ihren Stolz so sehr, daß sie sich fremden Leuten, von denen sie vermutete, daß sie Nachrichten von Andreas haben könnten, geradezu aufdrängte ... Manchmal wurde sie absolut nicht verstanden; man konnte nicht begreifen, daß sie nach allem, was geschehen, noch erwartete, die Kinder sehen zu dürfen. Ja, man hielt ihren Schmerz für Komödie.

Sie ließ erschöpft die Arme sinken. „Ich sehe

wohl, ich werde nicht verstanden. Gibt es denn keinen Menschen, der Mutterschmerz in jeder Form begreift? O diese Herzlosen, diese Gemütsrohen! Ich will niemand mehr belästigen. Kennte ich nur eine junge Frau, deren Kind gestorben ist; die würde mich vielleicht verstehen."

Auch an ihre ehemalige Magd Creszenz versuchte sie zu schreiben. Die Briefe blieben unbeantwortet. Da erzählte ihr der Doktor zögernd, er habe schon vor einiger Zeit gehört, daß Andreas Creszenz nicht mehr behalten wollte, weil sie ihm zu alt gewesen, und dann auch, weil sie mit den Kleinen ein paarmal von ihrer Mutter gesprochen.

„Also liebt er die Kinder nicht einmal! Sonst könnte er sie nicht so von einer Hand zur andern schieben. Er hätte in Gottes Namen Creszenz behalten. Die Kleinen waren an sie gewöhnt und hatten sie lieb. Der Mann konnte es mitansehen, wie die Kinder Sehnsucht nach der gewohnten Alten hatten, wie sie vielleicht abends weinten, weil sie nicht mehr da war!"

Der Gedanke, daß Andreas die Kinder nicht liebe, quälte sie jetzt furchtbar. Dazu kam so vieles Demütigende, was den krankhaften Zustand ihrer Seele vermehrte. Der Wunsch nach rascher Klärung ihrer Verhältnisse,

wodurch vielleicht doch vieles besser würde, steigerte noch ihre Erregbarkeit. Ganze Nächte lag sie wieder schlaflos.

„Ach, vielleicht täuschen mich all meine geheimen Berechnungen. Andreas wird mir immer unverständlicher. Wem ist noch zu trauen, wenn sogar Andreas im Grunde seines Herzens ein schwacher Egoist ist?“ Sie drängte allen Ernstes auf Scheidung des Barons und auf baldmögliche Heirat. Ihres Bleibens könnte sonst in Leipzig nicht mehr sein, denn sie schäme sich vor den Leuten, vor jedem Pflasterstein auf der Straße. Der Baron erfand immer neue Hemmungen und Verzögerungen und brachte mit unendlicher Geschicklichkeit allerlei neue Ausflüchte vor. Eva erniedrigte sich vor ihm, sie flehte ihn an. Umsonst.

Sie reiste ganz allein nach Breslau, um dort zu konzertiren. Das waren noch ihre besten und friedlichsten Stunden. Niemals hatte sie die Trosteinsamkeit so gut begriffen wie jetzt. Allein!

Einmal, es war vor einem halben Jahre, begegnete sie Alberti, als sie mit dem Baron zusammen war, und sie mußte die Augen niederschlagen vor seinem Blick. Was war in diesem Blick? Verachtung, Spott, Trauer? Sie wußte es nicht. Aber diesen Blick wollte sie nie mehr sehen! Nie mehr! Seitdem reiste sie allein.

In Breslau traf sie erst im Konzertsaal mit Alberti zusammen, sie wollten ein Duo spielen, welches sie schon früher in anderen Konzerten vorgetragen hatten.

„Sind Sie allein?“ fragte der Violinist.

„Ich reise jetzt immer allein, wenn Isa nicht wohl ist.“

Ein befriedigtes Lächeln zuckte über sein Gesicht.

Nach den Sonaten von Beethoven, die sie mit immenser Bravour spielte, wollte der Beifall des Publikums kein Ende nehmen. Es brauste und tönte durch den Saal, so daß Eva immer und immer wieder vor die begeisterten Zuhörer treten mußte. Es dehnte sich in ihrer Brust, und eine Thräne schimmerte in ihren Augen. Die Nerven schmerzten sie, als sie sich dankend verbeugte. Das Gesicht war bleich. Und es war kein Freudengefühl, keine Dankesempfindung in ihrer Brust, da sie so gefeiert wurde wie selten eine Künstlerin. Was sich in ihrem Herzen so mächtig rührte, was ihr den Atem benahm, daß sie hätte weinen können, sie durfte es jetzt nicht aussprechen; aber ihre Lippen bewegten sich: „Ein Kindeslächeln, gebt mir ein Kindeslächeln!“ flehte ihre Seele, „und ich schenke euch all das dafür, ja viel mehr, die ganze Welt gäbe ich dafür, wenn ich könnte! Gebt mir nur einen kleinen Tropfen Trost, ich verschmachte!“

Nach dem Konzert wollte sie mit Alberti zusammen speisen. „Ausnahmsweise," sagte sie, „denn gewöhnlich esse ich allein auf meinem Zimmer."

„Alberti," sagte Eva einmal im Laufe des Abends, „ich freue mich, daß Sie wieder heiterer aussehen, ja beinahe glücklich! Das bin ich gar nicht an Ihnen gewohnt."

Er errötete ein wenig. „Das ist auch nur heute der Fall."

„Warum heute? Darf ich es wissen?"

„Nein, das kann ich nicht sagen — auch Ihnen nicht!" Sein Gesicht war wieder ernst, tiefernst geworden.

Eva bemerkte wohl, daß er absichtlich das Gespräch auf Rehbaum zu bringen versuchte. Sie vermied es aber gerade, mit Alberti darüber zu reden. Endlich gelang es ihm doch.

„Das Einzige, was mich an diesem Menschen interessirt," sagte er, „ist dies: zu erfahren, ob er ein normaler Mensch, oder ein Lebenskomödiant ist, ein Lump! Jedenfalls ist er ein Virtuos der Phrase. Wer da und dort von seiner Liebe spricht, von seinem Opfermut, wie Rehbaum es thut, ist ein Schwadroneur. Ja, ja, das ist er. Er hat noch nichts bewiesen, das ist er uns bis jetzt noch schuldig geblieben. Ich habe eben von Liebe andere Begriffe."

„Was für Begriffe?“

Merkwürdig, wie viel er heute sprach, der stille Mann, ja beinahe leidenschaftlich sprach. Sein Gesicht war frisch angehaucht, angenehm belebt.

„Ich denke mir, Liebe stolzirt nicht in Redensarten, lärmt nicht, sie ist da, sie ist einfach da, wenn man sie braucht.“

Eva nickte. Er brach ab, als besänne er sich. „Wie gesagt, das Problem, ob er ein Lump ist, das ganz allein interessirt mich an ihm.“

Eva sagte nichts. Er schien auf eine Antwort zu warten. Er hat absichtlich so scharfe Dinge gesagt und erwartete, Eva würde widersprechen, verteidigen, beschönigen wollen. Aber nichts von alledem. Ruhig sah sie dem Sprecher ins Gesicht und nickte sogar manchmal nachdenklich.

„Warum interessirt Sie das?“ fragte sie endlich.

„Es interessirt mich, weil — weil er mich an meinen Vater erinnert. Nicht die Erscheinung, sondern sein Gebahren. Und mein Vater war leider ein Lump.“

Er sagte das ganz gleichmütig. Eva sah ihn erstaunt an.

„Ja, es ist so, ich finde kein milderes Wort, suche auch nicht darnach. Und ich habe ihn doch lieb gehabt, diesen — Vater.“

„Warum war er ein Lump?“

„Ach, als alter Kerl hat er sich noch mit Frauenzimmern herumgetrieben, die ihm Geld abnahmen. Er hat außerdem gespielt, getrunken, gewettet, Schulden gemacht. Dann starb er. Die Schulden müssen nun wir bezahlen. Meine Schwester Nina, ich und Marie, wir teilten uns darein, wie wir auch mitsammen kämpften, unseren Namen wieder zu Ehren zu bringen. Es ging ganz leicht, und es war unser Stolz. Nun ist Marie tot, da ist's wieder schwerer, weil es mir gleichgiltiger ist. Wir dachten ja Kinder zu bekommen. Ich habe Kinder lieb. Aber dann —“ Er lachte kurz — „Dahin! Alles so früh zu Ende! — Sehen Sie, mein Vater ist auch früh Witwer geworden, das war sein Unglück. Er war ein erträglicher Ehemann, aber ein miserabler Junggeselle! Und ich —“

„Sie sind nun auch wieder Junggeselle, aber ein Lump zu werden, dazu haben Sie jedenfalls kein Talent.“ Eva lächelte anmutig.

„Hm, wer kann das wissen?“

Er sprach noch lange mit ihr und drückte sich immer exakt und energisch aus. Es schien, als ob es nur die Krankenstube gewesen wäre, die ihn zum schweigsamen Mann gemacht. Die arme Marie konnte ja selbst wenig sprechen und sehr oft auch nicht sprechen hören.

Eva war froh, daß das Gespräch sich nun um andere Dinge bewegte, denn von Rehbaum wollte sie durchaus nichts mehr hören.

Ob er ein normaler Mensch sei, oder ein Lebenskomödiant, also ein Lump, wie Alberti sagt, daran mußte sie immer denken, immer, wie wahnsinnig! Ja, das mußte auch sie jetzt erfahren, um jeden Preis erfahren. Sie beschwor ihn, sich scheiden zu lassen, jetzt gleich, und sie zu heiraten, so rasch als möglich. Er wich immer noch geschickt aus. Isa half dabei.

Nun ging etwas Eigentümliches in dem Kopf Evas vor. Es war ihr, als wäre dort mit eherner Schrift Albertis Wort eingegraben: „Lebenskomödiant, Lump!“ Sie mußte alle Kraft zusammennehmen, um diese Worte in Rehbaums Gegenwart nicht auszusprechen. Immer und immer wieder drängten sie sich ihr auf die Lippen. Manchmal hätte sie dieselben hinausschreien mögen, und dann war ihr es wieder, als ob man sie von ihrer Stirne lesen müßte. Sie hat einmal von einer tollen Monomanie gehört oder gelesen. Da mußte einer, sogar gegen seinen Willen, immer wieder dasselbe thun, sich zur Qual. Ein anderer mußte immer etwas ansehen, es machte ihn krank, es war etwas Widerliches, etwas Grauenvolles, und doch mußte er es ansehen, bis er starb.

„Doktor," sagte sie zu Reiser, als er kam, um nach ihr zu sehen, „betrachten Sie mich genau; sehen Sie nichts Besonderes an mir, an meinen Augen?"

Er sah sie forschend an. „Sie sehen bleich aus, angegriffen, sonst sehe ich nichts."

„Doktor," schrie sie ihn an, und faßte ihn an den Armen, „ich glaube, ich werde wahnsinnig!"

Es hätte ihn gerade nicht gewundert, denn Anlagen hatte sie entschieden dazu.

„Warum glauben Sie das?" fragte er.

„Ich, ich — Gott, wenn ich es erklären könnte! Ich — sehen Sie, es geht mir etwas im Kopfe herum, oder vielmehr, es sitzt im Kopfe fest; ich möchte es gerne herausbringen, aber ich kann nicht. Ich möchte es gerne sagen, es sind nur ein paar Worte. Wenn ich sie sagen könnte, glaube ich — wäre ich erlöst davon. Aber ich kann nicht!"

Eva konnte nicht mehr essen, nicht mehr schlafen. Ihr Geist war wie in einer Zwangsjacke, in einem Bann. Es ging nicht weg, es wich nicht.

Da kam er, — Rehbaum — süß lächelnd. Sie forderte ein schriftliches Dokument von ihm, Verpfändung seines Ehrenwortes, innerhalb eines Jahres geschieden und mit ihr verheiratet zu sein. Er zögerte. Sie stellte ihm vor, daß sie dann ihre Kinder wiedersehen

würde — die Kinder, die sie durch ihn verloren. Er lachte, er glaube nicht an Andreas' Wort und Versprechen.

„An das Wort eines Mannes?" keuchte sie atemlos.

„Pfch!" blies er verächtlich durch die Lippen.

„Eines Mannes wie Andreas?"

„Lächerlich! An keins!"

Sie nahm sich zusammen: „Egal, ich fordere das Schriftstück."

Er sah sie an, es war ein kalter Blick. Pause.

„Ich flehe um das Schriftstück."

„Wozu? Ich kann nicht."

„Nie?"

„Später." — Er besann sich. „Vielleicht später. Verzeihung, Eva, ich kann wahrhaftig jetzt nicht —" Er wollte weinend vor ihr niederstürzen, wollte irgend etwas sagen, etwas beschwören, er wußte noch nicht was; doch es kam nicht dazu, denn es gellte in seine Ohren wie eine Teufelsstimme: „Komödiant!" — dann ein kurzer Atemzug — „Lump!"

Jetzt war's heraus. Gott sei Dank, das war die Erlösung. Eva war wie aus dem Starrkrampf erwacht.

Er sah noch einen Augenblick ein fahles Gesicht vor sich, glühende Augen, dann stand er draußen, vor der Thüre. Wie war er hinausgekommen? War

er selbst hinausgegangen? Oder —? Es war ihm, als ob er noch eine kräftige Hand an seiner Schulter fühlte — es schmerzte dort ein wenig, er rieb die Stelle . . .

Träumte er, oder war es wirklich ein Stoß, was er beim Hinausgehen zur Thüre empfand? Er schlich über die Treppe hinab, auf der letzten Stufe blieb er stehen, sah zurück nach der Thüre, murmelte etwas. Es klang ungefähr wie: „Gottlob — vorüber!"

Unten beim Hinaustreten auf die Straße hatte sein Gesicht wieder das Siegeslächeln, das sich in grinsender Falte von seinen Augen bis zu den Ohren zog, wie es ihn einst in Zürich aus Evas Zimmer begleitete . . . Und wieder begleitete es ihn jetzt durch die Straßen Leipzigs. Weiter noch? Immer? Durchs ganze Leben? Nein. Es gab Stunden, wo er bei sich Einkehr hielt, wo er sich erinnerte, daß er Eva doch einst geliebt — auf seine Weise — sogar mehr als gewohnt; daß er's gewesen, der sie im Leben zum erstenmal auf Irrwege geleitet, ohne sie wieder in eine richtige Bahn zu bringen; daß er es war, durch den sie ihre Kinder verloren, die sie nun allein wieder zurückerkämpfen mußte . . . In solchen Momenten der Einkehr sah es nicht lustig in ihm aus.

„Ah pah", sagte er dann wieder, „sie hat mich

gemartert, ich habe erduldet, was ich noch bei keinem Weib ertrug. Es gibt doch nichts Unbequemeres, als eine tugendhafte Verbrecherin, wie Eva es ist. Das ist nicht Fisch, nicht Fleisch. Jedenfalls ist es die lebendige Strafe für den Mitschuldigen."

13.

Nun saß sie schon wieder seit Wochen auf ihrem Unglücksschemel. „Migräne, Migräne, ach Gott, diese Qual!" Schon lange hat sie keinen Schritt aus dem Haus gemacht, jeden Morgen schlüpfte sie mechanisch in den zerknitterten Schlafrock, an dem einige Knöpfe fehlten. Manche Nacht ging sie gar nicht zu Bett.

„Alles dahin. Stück für Stück, Blatt für Blatt ist es meiner Hand entschlüpft; nichts vermochte ich festzuhalten."

Tief innen im Herzen war sie jetzt nicht unglücklicher als früher, vor dem vollständigen Bruche mit Rehbaum, in ihrem Kopfe war sogar in dem Gedankengestrüpp eine lichte Stelle — aber noch energieloser fühlte sie sich, auch körperlich unsäglich müde.

Isa führte das Rechnungsbuch, es war selten Geld da, es flog nur so hinaus. Eva dachte nicht darüber

nach, aber es war ihr unangenehm. „Ach, daß man arm ist!“

Leben mußte sie — denn sterben, ohne ihre Kinder gesehen zu haben, das konnte sie nicht. Sie wollte wieder konzertiren. Allein sie wollte mit keinem Agenten, keinem Impresario mehr zu thun haben. Sie war so menschenscheu geworden, daß sie nicht einmal einen Kollegen zur Mitwirkung auffordern wollte . . .

Dann, wenn sie zurückkam, wollte sie übersiedeln, wohin, wußte sie noch nicht, jedenfalls hatte sie in Leipzig nichts mehr zu schaffen.

So gingen ihre Gedanken hin und her. — Aber sie blieb auf dem Schemel sitzen, sie konnte sich nicht erheben. Ja, wenn sie die Kinder sehen dürfte, jährlich zweimal nur, oder einmal, oder wenn sie ihnen wenigstens schreiben dürfte, Lulu kann jetzt vielleicht schon lesen, das wäre ein Leben! Da bekäme sie wieder Mut!

Ob Andreas wohl glücklich ist, daß er die Kleinen so allein für sich hat, ganz allein? Was hätte er wohl gethan, wenn er kinderlos gewesen wäre — und nun ganz einsam sein müßte — und gar kein Racheobjekt hätte? Nichts hätte, womit er ein treuloses Weib an Seele und Leib fortgesetzt bestrafen kann? Wenn er fortleben müßte ohne den Sonnenschein des Kinderlächelns? . . .

Und da schien ihr das Gebahren Andreas' ungerecht und grausam. Sie hielt sich den Kopf und raste im Zimmer umher —

„Ich selbst, ich Unglückselige, habe ihm die Zuchtrute in die Hand gegeben, womit ich nun zu Tode gepeitscht werde! Ich selbst habe ihm die Kinder geboren, die ich bis zum Sterben lieben und in seinen Händen lassen muß." Sie sah starr vor sich hin. „Bis zum Sterben! Sterben, daliegen, ganz hilflos, noch hilfloser als jetzt, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen ... Alle blicken darauf ... Nein, mit gefalteten Händen soll mich niemand sehen! Andreas! Ja, der allein sollte mich so sehen. Eine Bittende! Noch im Sarge wie bittend um einen Tropfen Lebensglück. Ob er wohl da auch höhnisch lachte, wenn ihn das Bild verfolgte?" Sie schluchzte, weinte und sank dann wieder in dumpfe Lethargie.

Doktor Reiser, der Eva oft so antraf, redete ihr zu, sich aufzuraffen.

„Halten Sie sich nicht an Kleinigkeiten, leben Sie im großen Stil für die Kinder! Machen Sie es nicht wie Andreas, der nicht im Großen das Wohl der Kinder im Auge hat, der sich mit Kleinigkeiten abgibt und sich an Ihnen rächt, nicht des Verbrechens wegen, denn das kannte er damals auch schon, als er

Ihnen noch die Kinder zu sehen gestattete — dieselben wurden Ihnen ja erst vollständig entzogen verschiedener Details wegen, die ihm persönlich widerlich waren, die allerdings mit der großen Thatsache zusammenhingen."

„Wissen Sie, Doktor, um was ich jeden Tag zu Gott bete?"

„Nun?"

„Daß meine Kinder ihren Vater recht lieb haben, daß sie sich recht glücklich bei ihm fühlen möchten, daß sie keine Sehnsucht nach ihrer Mama haben —"

„Keine Sehnsucht?"

„Nein, keine Sehnsucht, vor allem keine Sehnsucht! — Nicht wahr, das begreifen Sie nicht? Es geht Ihnen wie den anderen, es begreift mich niemand. Sehnsucht thut ja so weh, und die kleinen Süßen sollen nach nichts Sehnsucht haben, was ihnen nicht erreichbar."

„Und doch möchten Sie sie sehen?"

„Ach, Doktor, wie können Sie so fragen?" Ihre Stimme zitterte thränenbelegt. „Ich möchte sehen, wie sie gedeihen und wachsen, wie sie lustig und glücklich sind — ich möchte sie sehen, ohne daß sie mich erkennen; sie dürften mich wie eine Fremde behandeln, sie brauchten mich nicht zu lieben . . . O nein, Doktor. Das ist

ja gerade das Große an der Mutterliebe, daß sie keine Erwiderung braucht und doch alles Schwere leisten kann; ich fühle das täglich mehr und mehr. Doktor, Sie sagen ja gar nichts!"

Er kaute an seinem Bart, er konnte nichts sagen, sein Blick war verschleiert, — vor Mitgefühl. Doch Eva sah es nicht.

„Nicht wahr, Doktor, ein Geschöpf, wie ich bin, versteht kein Mensch?" Sie schluchzte krampfhaft. „Darum kann mir auch kein Mensch helfen." Sie versuchte ruhig zu sein. „Sagen Sie, Doktor, was nennen Sie im großen Stil für die Kinder leben?"

„Ich meine," sagte er gütig, „Sie sollten mittelst Ihrer Kunst ein kleines Vermögen für die Kinder erwerben. Diese Thätigkeit gibt Ihrem Leben wieder Zweck und Inhalt. Es wird Sie aufrütteln. Ich kenne Andreas' Verhältnisse nicht so genau, aber ein Krösus ist er jedenfalls nicht — und die Kinder werden es Ihnen vielleicht einst danken."

Da leuchteten ihre Augen: „Ja, Doktor, da haben Sie recht, das will ich — das will ich, Sie sind gut und klug, Doktor, ich danke Ihnen."

Sie drückte seine Hand, er fühlte, daß sie zitterte.

„Aber," sagte er besorgt, „Sie müssen sich schonen, Ihr Leben ist ja, seit Sie von Ihrem Heim fort

mußten, eine beständige Aufregung. So darf es nicht fortgehen. Seit zwei Jahren haben Sie keinen ruhigen Augenblick."

„Doktor, ich will Ihnen sagen, was ich schon oft in schlaflosen Nächten ausgedacht und was mich beglücken würde. Ich möchte in der Nähe von Antwerpen wohnen, vielleicht in —"

„Nein, thun Sie das nicht," warf er schnell ein, „folgen Sie meinem Rat. Thun Sie nichts, was Andreas ärgern könnte. Ihre Nähe würde ihn beunruhigen. Vermeiden Sie das. Sie kommen eher zu Ihrem Zweck. Er ängstigt sich ja so sehr, daß Sie mit Gewalt in die Nähe der Kinder kommen wollten."

„Ich würde mich ja ganz still verhalten, er wird es gar nicht erfahren."

„Der erfährt alles. Lassen Sie mich für Sie denken. Sie sehen alles nicht im rechten Licht. Andreas glaubt ja, Sie wollten die Kinder rauben."

Sie lächelte schmerzlich. „Ach — damit er ganz allein und verlassen sei? Er glaubt, nachdem er durch meine Schuld sein Weib verloren, wolle ich ihm auch noch die Kinder nehmen? Also auch diese Seite meines Herzens blieb ihm bis jetzt verborgen, also er hält mich jetzt auf einmal für ein vollkommenes

Scheusal? — Doktor," rief sie plötzlich leidenschaftlich, „wenn ich mich ihm zu Füßen werfen würde, ihn anflehte!"

„O, er würde Sie hinausweisen lassen, ohne Sie zu hören."

„Wenn ich aber sagte, mein Recht auf die Kinder existirt doch, trotz allem, es ist ein göttliches, daran darf kein Mensch rütteln, es ist so hoch, so erhaben über alles Irdische."

Er unterbrach sie. „Er würde sagen: ‚Dem göttlichen Recht steht die menschliche Macht gegenüber, sie ist stärker, ich übe sie aus, punktum.' Sehen Sie, Frau Eva, diese Ihre Worte gebrauchte ich schon einmal ihm gegenüber, und was ich eben sagte, war seine Antwort, wörtlich; also, da ist nichts zu machen, das prallt alles, alles ab. Zeit und Geduld ist das einzig Richtige. Göttliches Recht! Weltliche Macht! Wo die Macht ist auf dieser Welt, ist das Recht!"

Eva schauderte zusammen.

Nachdem der Doktor fort war, ging sie auf und ab, sie überlegte, verwarf, überlegte wieder.

„Ein kleines Vermögen sammeln für die Kinder, ja, ja!"

Sie näherte sich müde dem Flügel und versuchte zu spielen. Erst wie träumend, mit irren Fingern

herumtippend, ein kurzes Präludium, plötzlich gestaltete sich ein klares Motiv heraus. — „Warum", von Schumann.

„Da ist's wieder!" Nur ein paar Takte, die Moll-Accorde mit der Melodie im Baß, — das klang so traurig, so müde . . . dann brach sie ab: „Warum? Ja, warum!" Sie ließ den Kopf tief herabsinken auf die Brust.

„Die Frage ohne Antwort! — Wie sagte damals der Doktor? Wie ein Hexensang, nein, wie ein Schmerzensschrei!"

Ja damals, als sie noch ein glückliches Weib war, da war es. Immer diese Zeit! Da sie zu Hause war bei den Kindern, bei Andreas. Daran mußte sie immer denken zu ihrer Wonne und ihrer Qual, da war alles in goldnem Licht und alles andere, was dann kam — pfui! Nein, daran dachte sie nie. Noch einmal raffte sie ihre Kräfte zusammen, griff ein paar volle Accorde, dann immer schwächer. Nach einer halben Stunde hielt sie erschöpft inne, ihre Arme und Finger waren schwer, wie mit Blei ausgegossen.

„Ich kann nicht, — ich bin zu elend. Auch das noch!"

Sie besprach mit Isa die Uebersiedelungspläne.

Der Doktor riet ihr zu Wiesbaden, sie bestand auf Brüssel wegen der Nähe Antwerpens, endlich gab sie nach.

„Also Wiesbaden! Es ist ja egal, wo man lebt, sagt Alberti. Schade, daß ich den nicht mehr sehe. Er ist ein guter Mensch."

Er sei fort, erzählte Isa, um in Frankfurt zu konzertiren. Also auf nach Wiesbaden! Der Abschied von dem Doktor ward ihr schwer. Aber sie versprachen sich oft zu schreiben. Von dem Hause ihres früheren Glückes bei der Lindenallee konnte sie sich fast nicht trennen.. Immer wieder betrachtete sie mit schimmernden Augen die Fenster, hinter denen sie die einzig glücklichen Jahre ihres Lebens verbracht. Dann winkte sie mit der Hand einen Abschiedsgruß hinauf. „Es muß ja sein, ich kann hier nicht mehr bleiben. Adieu!"

Herrn Alberti setzte sie durch eine Zeile von ihrer Abreise in Kenntnis.

14.

Eva hatte eine hübsche Wohnung mit reizendem Garten in dem schönen Wiesbaden. Die Waldluft that ihr wohl, auch machte sie häufig Spaziergänge mit Isa.

Zum Konzertiren konnte sie sich immer noch nicht entschließen, aber nun mußte es sein.

„Ja, wenn ich so kräftig wäre wie Hans von Bülow! Der hat seelische und körperliche Muskelkraft, der spielt mehrere Abende hinter einander das ganze Konzert allein, und nur an dem etwas verschwitzten Hemdkragen, den ihm dann seine Frau wechselt, fühlt er die Anstrengung — und ich, ach —' früher war ich viel kräftiger, aber ich habe so viel gelitten."

„Nun, so schließe Dich wenigstens an jemand an."

„Nein, ich schäme mich. Er hat mich ja behandelt wie eine gefällige Kellnerin oder so was, er hat mich nicht für würdig gehalten, mich zu seiner Frau zu machen. O Isa, schweig, Du siehst, ich zittere schon wieder am ganzen Leib. Ich verachte mich so tief."

Sie sank auf den Schemel nieder.

Isa seufzte. „Ach, den Schemel hätten wir eigentlich dort in Leipzig lassen sollen, wenn ich Dich auf dem sitzen sehe, wird mir übel. Ich gehe. Adieu!"

„Ich bin auch lieber allein," murmelte ihr Eva nach, dann seufzte sie: „Wenn ich nur meine alte Kraft wieder hätte!"

Gegen Abend, als sie noch immer auf ihrem Schemel saß, klingelte es. Es war Alberti.

Sie stand auf, ging ihm entgegen und gab ihm

die Hand. „Eben habe ich an Sie gedacht. Wie sagten Sie neulich — wenn man die Freundschaft braucht, ist sie da, sie lärmt nicht, sie spricht nicht."

„Nein, Sie irren," unterbrach er, sie warm anlächelnd, „nicht von der Freundschaft sagte ich das, sondern von der Liebe; die Freundschaft hat keinen Instinkt, die ahnt nichts . . . Aber die Liebe . . ."

Sie sah ihn an. Sein Gesicht war schon wieder ernst.

„Ich will eine Erwerbsreise machen," fing sie wieder an, „nach Prag gehen und Pest, vielleicht auch nach Bukarest — ich weiß noch nicht, ich wollte eigentlich allein gehen, aber —"

„Nein," sagte er eifrig, „das geht nicht. Sie können jetzt nicht einen Abend ganz allein ausfüllen, Sie sind angegriffen, Sie würden sich überanstrengen. Nein, nein, ich lasse Sie nicht allein gehen." Er erschrak selbst über seinen Eifer. Dann fügte er langsam und lächelnd hinzu, als ob er hätte scherzen wollen, „ich meine, in diese wilde Gegend kann man Sie doch nicht allein gehen lassen? Böhmakien, Hungarien . . .! Darf ich Sie begleiten? Ich bin jetzt gerade frei."

„Ja, Alberti, gehen Sie mit. Es ist mir wirklich lieb, daß Sie mich nicht allein lassen wollen." Sie

gab ihm die Hand. „Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie um Ihre verunglückte Kollegin besorgt sind. Es thut mir wohl. Ich habe sonst niemand, der sich um mich annehmen möchte."

„Es ist auch nicht nötig. Sie brauchen sonst niemand," fiel er rasch ein.

Sie reisten, spielten. Eva wurde in Bukarest eingeladen, bei der Königin in einer kleinen Soirée zu spielen. Aber erst kam das große Konzert im neuen Saale, wo auch Ludwig Alberti mitwirkte.

Eva sah nun wieder frischer und kräftiger aus. Albertis Augen, die jahrelang in der Nähe nur das kümmerliche, magere Körperchen seiner armen Marie gesehen, ruhten mit stillem Wohlgefallen auf den anmutigen Formen Evas. Das crêmeweiße, ganz matte Seidenkleid hob ihre Erscheinung sehr vorteilhaft. Um den etwas entblößten Hals hatte sie eine vielreihige Schnur von ganz kleinen, echten Perlen gelegt. Ein Geschenk der russischen Kaiserin, der einzige Schmuck, den Eva trug, weil er „nicht aufdringlich" war. Das Gesicht, leicht gepudert, zwar etwas schmäler als früher, hatte wieder seinen eigenen pikanten Reiz. Um den kleinen Kopf waren die schweren Flechten gelegt, ähnlich wie Elisabeth von Oesterreich sie trug.

Eva spielte zuerst die große pathetische Sonate von

Beethoven. Alberti ging im Musikzimmer auf und ab. Die Thüre zum Saal war geöffnet und gewährte einen Blick auf das Podium und einen Teil des Publikums. Er bestrich den Bogen mit Kolophonium, behielt ihn dann krampfhaft in der Hand, ging ein paar Schritte auf und ab, vermied es aber absichtlich, zu Eva hinauszusehen. Er wollte seine Gedanken beisammen behalten. Er war unruhig und fühlte sich nicht recht sicher, und er spielte ein Konzertstück von Saint Saëns heute zum erstenmal. Er hörte die Schlußaccorde der Sonate. Eva kam herein, nicht im geringsten echauffirt, und lächelte ihn an:

„So, nun spielen Sie gut, ich höre zu."

Er nickte stumm und bald hörte man die vibrirenden Töne seiner Geige. Er beabsichtigte nur an sein Spiel zu denken; es gelang ihm nicht. Nur halb waren seine Gedanken bei dem, was er spielte. Er mußte immer an sie denken. Sie saß ruhig da, betrachtete ihn durch die Lorgnette und lächelte wieder, als er herein kam. Er sah etwas erhitzt aus und sagte ein wenig ärgerlich: „Es war heute nicht gut, ich bin d'raus gekommen."

„O, ich habe nichts bemerkt. Ich habe es sehr gut gefunden."

„Sie sind sehr gütig. Na, ich denke, dem

Publikum ist es entgangen, ich habe mir mit ein paar Mätzchen drüber hinweg geholfen."

„Warum sind Sie denn d'raus gekommen? Sind Sie zerstreut?"

„Ich habe zu viel an — anderes gedacht."

„So."

Im Hinausgehen in den Saal klopfte sie ihm tröstend auf die Schulter und sagte noch einmal: „Nein, nein, es war sehr gut."

Sie trug jetzt mit der ihr eigenen Kraft und Verve chromatische Etüden von Chopin vor; die Königin, welche auch dem Konzert beiwohnte, hatte diese Nummer eigens gewünscht. Alberti konnte sich's jetzt doch nicht versagen, ihr zuzuschauen. Er lehnte sich an den alten Flügel, der im Zimmer stand.

Draußen saß Eva so fest auf dem Stuhl, nur manchmal Kopf und Oberkörper leicht bewegend — man bemerkte keinen Kraftaufwand — die gut geformten Arme und Hände anmutig auf und ab gleitend. Die rechte Fußspitze hatte sie auf das Pedal gestellt. Man sah den kleinen Goldlackschuh und einen Streifen des gestickten Strumpfes. Der Fuß hob und senkte sich ab und zu ganz langsam. Alles Ruhe, Sicherheit, Kraft.

Alberti schämte sich, vorhin so schwach, so ängstlich

und unsicher gewesen zu sein. Eva war entschieden ausdauernder, leistungsfähiger, das heißt, nur so lange sie am Klavier saß, mit dem sie eins zu sein schien — und sonst so hilflos, so ohne Halt, so unruhig, so Schutz suchend, wenn auch meist stumm, nur mit den forschenden grauen Augen.

„Da spielt sie so flott, so sicher, daß es jedermann, der sie hört, bis ins Herz hinein wohl thun muß; ich bin fest überzeugt, sie denkt auch an alles Mögliche, an Quälendes, Schmerzliches vielleicht — und doch — ja, ja, die Weiber! Das haben sie vor uns voraus, sie brauchen sich nicht so zu konzentriren, das heißt, wenn sie genial sind — sie sind elastischer." Er erschrak. Er bemerkte, daß sie nun auch „d'raus" gekommen war, nur einen Augenblick. Sie blieb ganz ruhig, ihre Augen richteten sich sogar eine Sekunde lang nach der Thüre des Vorzimmers, sie fühlte, daß Alberti dort stand, wenn sie ihn auch nicht sah; sie lächelte, als wollte sie sagen: „Siehst Du, nun ist es auch mir passirt," und spielte weiter. Entzückter Beifall durchbrauste den Saal, als sie geschlossen hatte.

Alberti freute sich über ihre Erfolge. Er umgab Eva während ihres Beisammenseins mit aller Sorge, allen Aufmerksamkeiten, wie ein liebender Bruder, er hielt Unannehmlichkeiten, Zudringlichkeiten von ihr ab,

und hatte dabei das seltene Geschick, selbst nie lästig zu fallen. Abends war sie immer allein, wie sie es wünschte. Sie nahm, ohne darüber nachzudenken, all seine selbstlose Güte, seine Sorgfalt als etwas Selbstverständliches hin. Und doch durchströmte sie ein Wohlgefühl, wie seit langem nicht mehr. Es war wie eine Art Zufriedenheit, eine Empfindung, wie das Rasten nach mühsamem Weg. Und er verstand sie so ganz, wenn sie von ihrem Mutterleid sprach, und hat doch selbst nie Kinder gehabt! Das ist ein seltener, merkwürdiger Zug. Das kann eben nur ein ganz guter, guter Mensch!

15.

Der Winter verging unter gleichem Sehnen nach den Kindern und Kämpfen mit dem eigenen unruhigen Herzen und — unter bangem, fruchtlosem Warten. Ein Winter, düster und einsam und doch manchmal von einem warmen Hauch belebt.

Eva hatte auf Albertis Rat gleich einige Wertpapiere gekauft, und das kleine Kapital, der Grundstock zu dem Erbgut ihrer Kinder, machte ihr Freude. Jetzt, da sie nicht mehr mit — dem Komödianten

verkehrte, hielt sie sich für wertvoller, besser als früher, und Andreas teilte diese Ansicht gewiß auch. Wird er vielleicht jetzt sein Versprechen halten? Oder sollte er wirklich eine Heirat mit Rehbaum für das Richtigere gehalten haben?

Sie konnte es nicht glauben. „Allerdings, in sogenannten geordneten gesellschaftlichen Verhältnissen lebe ich nicht, ich bin eine geschiedene Frau — und das werde ich wohl immer bleiben. Gott sei Dank, nun bin ich wieder frei, nun kann ich mit all meinen Gedanken, meinem Hoffen und Streben der Vergangenheit angehören, meinem Mann und meinen Kindern."

Sie war in Gedanken immer „daheim". „Wie sehen die Kinder aus? Sind sie gesund? Weiß ich denn, ob sie noch leben?" Da kamen dann wieder Verzweiflungsstunden. „Kann denn niemand diesen unsäglichen Jammer ermessen? Gibt's kein Erbarmen, keine Menschenliebe in der Welt? Kann man eine Frau zu Tode martern und doch ein ruhiges, zufriedenes Gewissen haben?" — Aber sein Wort, sein Versprechen! Das hielt sie doch noch aufrecht. — Eines sah sie mit fürchterlicher Deutlichkeit, sie wurde viel begehrt in ihrem Leben — viel begehrt, aber nie geliebt! Nie! Auch von Andreas nicht. Manchmal wirkte die Einsamkeit tödlich auf sie, da hatte sie den

Drang, sich zum Fenster hinauszustürzen oder sich den Kopf an der Wand zu zerschlagen. Und gerade, wenn sie Aufmunterung und menschlichen Zuspruch gebraucht hätte, zog sich Isa rücksichtslos und kühl zurück, mit dem Vorgeben, sie sei selbst krank und nervös und könne Evas exaltirtes Wesen nicht ertragen. Da wollte Eva fort, fort, es prickelte in ihren Adern. Nur nicht stillsitzen! Nur nicht zu viel nachdenken!

Im Frühjahr beschloß sie, mit Alberti eine Tournée durch Dänemark, Schweden und Norwegen zu machen. Da versprach sie sich großen materiellen Gewinn, und sie fing an, Vergnügen am Erwerb zu finden. Und als sich der Frühling anschickte, ins Land zu kommen, war Eva auf der Fahrt nach dem Norden. Sie fuhr im Damencoupé, doch traf sie bei einigen Zwischenstationen mit Alberti zusammen. In ihrem dunkelblauen Reisekleid mit Stahlperlenbesatz und dem blauen Filzhut mit grauer Feder sah sie sehr nett aus.

Alberti war eigentümlich ernst und gemessen. Eva hatte es längst bemerkt und fragte endlich, was er habe, er wäre heute anders als sonst, ob er es ihr nicht sagen wolle. Da nickte er langsam: Ja, er wolle es ihr heute noch sagen. In Kopenhagen gedachte sie erst die Stadt zu besehen, dann sich auszuruhen, und nach Tisch mit Alberti ein Konzert-Duo durchzunehmen.

Da war er entschlossen, sich auszusprechen. Seine ehrliche, gerade Natur ertrug unter diesen Verhältnissen das Verstecken einer so mächtigen Empfindung, wie sie ihn durchglühte, nicht mehr länger; er glaubte, unausgesprochen müsse sie ihm die Brust sprengen.

Eva kam ihm freundlich entgegen, gab ihm die Hand; er nahm sie in die seine und zog sie ein klein wenig zu sich heran, ihr tief in die Augen sehend.

„Eva," begann er — sie sah erstaunt und fragend auf, — so hatte er sie nie genannt — „Eva," begann er nochmals, und sie fühlte, wie er leise bebte. Er suchte nach Worten. „Würden Sie es dulden können, daß Sie ein rechtschaffener Mann lieb hätte, über alles lieb? Antworten Sie, Eva, ich kann ja sonst nicht mehr mit Ihnen gehen, wenn Sie es nicht dulden!"

Eva kokettirte nicht, sie hatte ihn verstanden und wollte es auch nicht vor ihm verbergen.

„Kann man mich denn noch lieb haben?" fragte sie leise und thränenzitternd und sah ihm voll ins Gesicht.

Er breitete seine Arme aus: „O, Eva!" Es klang wie Sehnsucht, Schmerz und Angst.

Sie neigte sich gegen ihn und er drückte die verlassene Frau an sein klopfendes Herz. Er preßte sie an sich, fest und lange. Sie ließ es geschehen. Es

war ihr, als toste ringsum Sturm und Unwetter und sie wäre mit ihm auf einer kleinen, blühenden Insel, ruhig und friedlich. Hier war sie geborgen, das fühlte sie, an diese ernste Liebe konnte sie glauben, unverbrüchlich glauben.

16.

In Christiania mußten sie acht Tage bleiben. Hernach wollten sie noch mehrere Städte in Norwegen besuchen, dann nach dem Westen gehen. Alberti war unruhig und sah gequält aus. Eva fragte ihn nach der Ursache.

„Ja, Eva, ich will es Dir sagen. Es ist mir geradezu schrecklich, als Dein Kollege oder Galan oder sonst so was mit Dir herumzureisen. Ich kann nur in klaren Verhältnissen glücklich sein. Es ist mir qualvoll, mich jeden Abend von Dir verabschieden zu müssen und Dich im Tage nur ein paar Stunden zu sehen. Ich habe Sehnsucht darnach, Dein Gatte zu sein! Kannst Du mir das verdenken, mir, der ich jahrelang nichts anderes sein konnte als der Krankenpfleger meiner armen Marie? Begreifst Du, wie ich mich darnach sehne, einem geliebten Weibe

Gatte, Freund, berechtigter Beschützer — alles, alles zu sein? Nicht wahr, Eva, das begreifst Du?"

„Ja," sagte sie einfach, „ich begreife es; doch wie können wir das jetzt so schnell ändern?"

„Bist Du einverstanden, so lasse mich nur machen. Ich habe viele Bekannte, sogenannte Freunde, in Leipzig, in Wiesbaden, Berlin, an vielen Orten, die werden mir dienstwillig sein. Dann gibt's ja auch Telegraphen! Kurz, laß mich nur machen."

Gewiß ließ sie ihn das, o, sehr gerne; sie hat sich ihr Lebenlang um so vieles kümmern müssen. Es that ihr wohl, daß nun vorerst das Klavierspiel der Anfang und das Ende ihrer Beschäftigung sein durfte, und alles andere Alberti besorgte. Ach, wie angenehm das war! Und er? Eva sah mit inniger Freude, wie ihm das Glück aus den Augen strahlte. Innerhalb drei Wochen waren sie Mann und Frau.

Da saßen sie im Coupé Arm in Arm eng beisammen und fuhren durch die knospende Landschaft; sie fühlten sich so zusammengehörig, als ob dieselbe Blutwelle durch beider Körper flutete. Eva meinte, es wäre doch eigentlich gar zu rasch gegangen. So ohne allen Brautstand zu heiraten!

„Liebes Kind, wir sind ältere Leute, wir haben keine Zeit zum Brautstand."

„Aber," sagte sie, „wir kennen uns ja erst seit kurzem."

„Was? Seit kurzem? Wir kennen uns schon viele Jahre als treue, anständige Kollegen, und dann — muß ich Dir noch ein Geständnis machen."

„Also — nun? Was?" Und sie küßte leicht sein Backenbärtchen.

„Komm her, leg Dich hierher." Er zog sie mit einem Arm näher an sich, daß ihr Kopf an seiner Brust ruhte: „Du darfst mich nicht ansehen, ich will Dir etwas ganz leise sagen. — Ich habe Dich schon lange geliebt, schon viele Jahre. Marie wußte davon, sie verzieh mir's, denn es war ja ganz still für mich allein. Kein Mensch sonst ahnte es. Ach, Eva, was habe ich gelitten, als Du mit dem . . ."

„Ach, still, still, ich bitte!" flehte sie und drückte rasch ihren Mund auf den seinen. Und er schwieg eine Weile.

„Ja, ja, Eva, meine süße Frau, wir haben viel gut zu machen. Du wirst nun ein ganz braves, sanftes, treues Weibchen sein müssen. Das kannst Du ja, ich weiß es. Hätte ich denn sonst mein Leben, mein Geschick mit dem Deinen verbunden? Pflichtgefühl ist etwas Großes, etwas Notwendiges, es ist, was den Menschen vom Tier unterscheidet, glaube mir.

Daß mein Vater kein Pflichtgefühl hatte, das war es, was unseren ehrlichen Namen beschmutzte. Ein pflichtvergessenes Weib würde ich töten."

Eva sah zu ihm auf, er machte ein furchtbar ernsthaftes Gesicht.

„Gott im Himmel," sagte sie lächelnd, „daß doch die sanftesten Männer meist solche Wüteriche sind!"

17.

In Köln besuchten sie Albertis Schwester Nina, eine große, schlanke, sympathische Blondine. „Ungeheuer ernst für eine Schauspielerin," meinte Eva. Ernst war sie, wenn sie vom Leben überhaupt sprach, und bitter, unsäglich bitter, wenn sie vom Theater reden mußte.

„Das ist ja eine fast unbegreifliche Ordnung und Sauberkeit in dem Hause," dachte Eva und verglich ihre eigene Wohnung damit. „So hübsch, so einfach," sagte sie. Sie staunte, sie hatte sich eine Schauspielerin, in der Nähe betrachtet, samt ihrem Heim ganz anders vorgestellt.

Nina lächelte: „Ach, Du glaubtest an die Romanmärchen, wo die Theaterprinzessinnen Villen besitzen,

Livreediener, Reitpferde, Berge von Diamanten, rollende Goldstücke in allen Gemächern, und alles natürlich mit dem geheimnisvollen Poudre de riz bestaubt. Liebe Eva, das können sich die wenigsten von uns erlauben, und diese höchstens einmal in späterem Alter, wenn sie viel erworben und zusammengehalten haben. Ich rede von solchen bürgerlich gesinnten Geschöpfen, die von ihrer Gage leben, die auf ihren ehrlichen Namen etwas halten."

Sie stockte und biß die Lippen zusammen. Alberti wußte, warum.

„Die Arme. Du darfst es ja wissen, geliebtes Weib," sagte er zu Eva, „Nina hat ein ganz krankhaftes Ehrgefühl. Was unser Vater gethan, um unseren guten Namen zu ruiniren, kann sie ihm nie verzeihen."

Eva war etwas verwirrt; sie wußte selbst nicht klar, warum.

Alberti fuhr fort: „Nina selbst glaubt in etwas übertriebener Empfindsamkeit, keinen ehrlichen Namen mehr zu besitzen. Nun wollte sie diesen verdorbenen Familiennamen wenigstens zu einem berühmten Künstlernamen machen, damit er wieder einen guten Klang bekomme. Die Künstlerehre soll ihre Familienehre emporheben helfen."

Nina hörte zu und nickte langsam und traurig mit

dem Kopf. „Ja, das war stets mein Traum. Es wird mir freilich schwer gelingen, ihn zu verwirklichen. Sehr schwer. — Prighelli, der Theaterleiter, den ich im Vertrauen auf seinen hohen Sinn in meine Pläne einweihte, schien mich zu begreifen, er wollte mir seinen Schutz, seine Hilfe angedeihen lassen. Meine Künstlerehre lag in seiner Hand, wie die eines jeden seiner Mitglieder; er kann damit machen, was er will."

„Und er nannte Dich eine geniale Künstlerin und war begeistert von Dir," warf Alberti ein.

„Ja," sagte sie bitter, „er war's, und nun nehme ich eine ganz untergeordnete Stellung an seinem Theater ein. Ach! —" Sie brach ab. Offenbar sprach sie nicht gern von ihrem Berufe, jedoch Etwas naives Staunen regte sie einigermaßen an.

„Eine geniale Schauspielerin ohne hervorragende Stellung beim Theater — wie ist das möglich?" fragte Eva.

Nina zuckte die Achseln. „Prighelli macht sich nichts mehr aus mir. Er mag mich nicht mehr."

Eva lachte. „Aber Mögen oder Nichtmögen kommt doch nicht in Betracht, da Du talentvoll bist."

„O, meinst Du? Umgekehrt. Das Talent kommt nicht in Betracht, seit mich Prighelli nicht mehr mag. Er sieht seitdem mein Talent nicht mehr."

„Ich hätte gedacht, ein Theaterleiter wäre doch auch in seinem eigenen Interesse froh, wenn er Mitglieder hätte, die dem Publikum gefallen?“

„Dem Publikum gefallen alle Mitglieder, die konsequent gute Rollen spielen; ich spiele keine guten.“

Da dachte sich Eva: „Also eine ganz unfreie Kunst, wo man sich nicht bis zur höchsten künstlerischen Vollkommenheit entwickeln kann, wenn einen der Direktor des Instituts ‚nicht mag‘. O, wie armselig.“

„Ist denn die Schauspielerei keine Kunst?“ fragte sie.

„Kunst? Sie wird meist als Kunsthandwerk betrieben. Sie kann bis zur Kunst emporgehoben werden, es kommt dies vor, aber selten.“

„Warum mag Dich denn Prighelli auf einmal nicht mehr?“ fragte der Bruder.

„Was weiß ich! Wahrscheinlich, weil er andere lieber sieht als mich, weil er launisch ist, nervös. Sehr begreiflich, eine Theaterleitung ist ja ein aufreibendes Geschäft. Er kümmert sich um so vieles, daß ihn das Einzelne unmöglich so sehr interessiren kann. Es kann einer nicht immer guter Laune sein; vielleicht wird er auch übel beeinflußt von irgend jemand — ich weiß es nicht!“

„Aber das Publikum, sagt das gar nichts?“ fragte Eva wieder.

„Das Publikum," erklärte Nina humoristisch dozirend und hob den Zeigefinger, „das große Publikum ist so, wie es ein Theaterleiter haben will; ist es nicht so, dann macht er es so, in den meisten Fällen. Ein kunstsinniger Leiter wird ein kunstsinniges Publikum haben. Er leitet es, er verbessert oder verschlechtert es, wenn er Ausdauer hat. In den meisten Fällen gelingt es ihm. Ich sage, nicht immer. Wenn er jemand von seinen Mitgliedern wohl will, ihn zu ‚etwas machen will', sagt er zum Publikum: ‚Liebes Publikum, das muß künftig Dein Liebling sein, den wirst Du von nun an in allen von Dir geliebten und bewunderten Rollen sehen. Ich stelle ihn so hinaus, daß er Dir gefallen muß, ob Du willst oder nicht.'"

Eva lachte. „Und das Publikum will immer?"

„Ach, ja. Nach und nach schon. Das große Publikum ist harmlos. Es kann gute Rolle vom guten Schauspieler nicht unterscheiden. Ist der Schauspieler nicht ganz talentlos, gelingt das Experiment immer. Mit Durchschnittstalenten läßt sich am leichtesten experimentiren."

„Aber das wahre, das große Talent bricht sich doch Bahn."

„Liebe Eva, das ist eine alte, gutmütige Redensart."

Ninas sympathisches Gesicht nahm wieder den bitteren, trostlosen Ausdruck an. Sie schüttelte den Kopf:

„Beim Theater trifft das nicht zu. Da kann das größte Talent durch konsequent elende Beschäftigung binnen einem halben Jahre heruntergebracht und vergessen sein, als ob es nie existirt hätte. Ein Maler kann ein Bild malen ohne Erlaubnis von irgend jemand, ein Dichter kann ein Buch schreiben, Du, liebe Eva, kannst ein Konzert geben und dem Publikum zeigen: ‚Das kann ich! Nun urteile'. Ein Schauspieler im Engagement muß warten, bis er vom Theaterleiter die Erlaubnis, das heißt, die Rollen zugeteilt bekommt. Geschieht das eine Zeit lang nicht, so ist der Schauspieler vergessen, schneller, als man denkt."

„Also so viel Wohl und Wehe, Glück und Verantwortung liegt in eines Direktors Hand! Liebe Nina," sagte Alberti, „das ist vielleicht mehr, als er selbst ahnt."

„Gewiß, viel mehr, das ist es eben."

„Aber hat er denn nicht Beamte, Gehilfen, oder wie man das nennt, die ihm einen Teil der Arbeit und Verantwortung abnehmen?" fragte Eva.

„Das sind die Regisseure. Ja, die hat er — aber da arbeitet auch jeder so ziemlich zu seinem eigenen Heil. Sie sind ja meist selbst Schauspieler. Ich

glaube nicht, daß die viel in der Sache machen könnten. Da der Oberleiter doch in allem die letzte Stimme hat, sind die der anderen so viel wie Null."

Alberti, der den Theaterorganismus bloß vom Hörensagen kannte, da seine erste Frau nur Konzertsängerin war, kam in Versuchung, Ninas Anschauungen ein wenig weiblich subjektiv zu finden. „Gibt es denn beim Theater nicht auch anständige Menschen? Künstlerisch anständige, meine ich?" fragte er.

„Gewiß gibt es das, aber leider sind das meist solche, die keinen Einfluß haben. O ja, ich kenne viele anständige. Vielleicht fehlt es mir an Intelligenz, eine meinem Talent angemessene Stellung zu erringen oder zu behaupten. Aber es muß mir doch noch gelingen," fuhr sie energisch fort, indem sie aufstand und ihrem Bruder auf die Schulter klopfte. „Ich hoffe, es wächst meine Lebensklugheit mit meiner Not. Lieber Ludwig, ich habe Aussicht, nächstes Jahr an eine Hofbühne zu kommen. Die Hofbühne, das kannst Du Dir wohl denken, ist dem Provinzschauspieler, was dem Gläubigen die heilige Stadt ist, das ewig ersehnte Ziel reinsten Künstlertums. An der Hofbühne gibt's keine kleinlichen Rücksichten, kein Protektionsunwesen. Keine Rücksicht auf die Kasse, nicht persönliches Wohlgefallen oder Mißfallen, nicht intrigante

Einflüsterungen entscheiden, sondern nur die großen Interessen der Kunst. Ach, der edlen Kunst treu und ehrlich zu dienen, ist das nicht ein Ideal über alle Ideale? Laß mich nur erst Mitglied der stolzen Hofbühne sein!"

Alberti lächelte skeptisch. „Hofbühne? Na, ich fürchte, da werden auch nicht lauter Engel sein. Sollte bei dem eitlen Theatervölkchen wirklich die heilige Kunst immer das entscheidende Wort haben?"

Nina überhörte diesen Einwurf und fuhr erregt fort: „Unser Name soll noch eines Tages einen so guten Klang haben durch unsere eigene Kraft, durch Deine und meine, daß niemand mehr, wenn er ihn hört, an unsern Vater zu denken die Kühnheit erübrigt. Nicht wahr? Und hieße es bis zum letzten Atemzug Kampf und wieder Kampf!"

Alberti küßte sie zärtlich auf die Stirne. „Meine liebe, mutige Schwester, möge es Dir gelingen. Wer so fest und ehrlich etwas will, dem muß es gelingen, es wäre doch sonst eine Schmach, auf der Welt zu leben!"

Ehe sie sich verabschiedeten, fragte Alberti leichthin: „Wie geht es unserem Freunde Georg Osten?"

Da wurde Nina purpurrot bis an den Hals und erwiderte leise: „Gut, sehr gut, ich danke."

Dann Alberti: „Wann gedenkst Du . . .?"

Sie unterbrach ihn rasch und entschieden: „Erst dann, wenn ich es mit Ehren kann, wenn ich mir erkämpft habe, was wir brauchen, um glücklich zu sein!“

Alberti nickte ernsthaft.

Im Hinuntergehen sagte Alberti zu Eva: „Er ist ihr Bräutigam.“

„So? Wann wollen sie heiraten?“

„Wenn sich verwirklicht hat, was sie träumt!“

„Ah, die Künstlerehre meint sie. Und wenn sich's nicht verwirklicht?“

„Dann nie, und wenn ihr das Herz bricht. Ich kenne meine Schwester.“

Eva war ganz still. „Ein Weib, ein schuldloses Weib, das kämpft um ihre Ehre! Und wenn ihr das Herz bricht!“ —

Sie eilte, unten zur Hausthüre hinauszukommen, und atmete erleichtert auf, als sie auf der Straße waren.

18.

Sie saßen auf der Veranda und sahen in die dämmerungsduftige Flußlandschaft von Koblenz hinaus.

Es war die letzte Rast vor Wiesbaden. Hier wollten sie ein paar Tage bleiben. Das Häuschen,

eine Dependence des großen Hotels, stand auf einer kleinen Anhöhe; man hatte einen weiten Horizont vor sich. Ringsum war es still, das abendliche Geräusch der Umgebung hörte man nur von ferne. Auch die beiden waren still. Sie lebten für einander und gehörten einander an mit Leib und Seele ... aber es war nicht immer so gewesen; sie hatten sich erst in der Reife ihrer Jahre gefunden, hatten schon anderen angehört, mancherlei hat schon ihr intimstes Denken und Fühlen beansprucht, die verblaßten Gedankengespenster fesselten jetzt ihre Zunge. — Er dachte an die tote Marie, an Nina, an seinen Vater, an — manches andere. Sie dachte an die tote Marie, an Lulu und Lili, an ihre Mutter, an Andreas. Doch waren beider Gedanken friedlich abgetönt.

„Was wohl Andreas empfände, sähe er mein ruhiges, stilles Glück?“ dachte Eva. „Würde er glauben, daß ich solches Glück empfinden, daß ich solches gewähren kann? Würde er es mir gönnen? Würde er mich beneiden deshalb, oder den anderen — meinen Gatten? Nein, das nicht.“ Sie lachte bitter und höhnisch auf. „Den würde er gewiß nicht beneiden.“

Alberti sah sie beinahe erschrocken an, der Klang des Lachens that ihm weh, er tönte so schrill in den abendlichen Frieden hinein.

Er drückte Eva auf seinen Schoß, sah ihr ins Gesicht.

„Was hast Du, Eva? Denkst Du an etwas Häßliches? Und bist doch bei mir.“ Er umschlang ihren Leib mit beiden Armen.

„Nein — an nichts Häßliches, an etwas Trauriges, an Andreas und sein Verhalten zu mir. Das heißt, es ist im Grunde auch etwas Häßliches.“ Sie stockte.

„Sprich Dich aus, mein Herz — nur nichts Unausgesprochenes zwischen uns, nicht wahr? Auch ein Verschwiegenes ist eine Lüge und führt früher oder später zum Unheil. Wir wollen uns unser Glück bis zum Alter bewahren, es durchkämpfen bis zum Alter. Nur ein vornehmes Gefühl dauert so lange. Also, Eva, Wahrheit über alles! Was dachtest Du?“

Sie sprach, — erzählte vieles, was er schon wußte, vieles, was ihm neu war, wenigstens in ihrer Beleuchtung. Es war so leicht, ihm alles zu sagen; er machte es ihr so leicht. Nie hätte sie gedacht, so offen gegen jemand sein zu können.

„Der Arme,“ sagte er endlich sinnend vor sich hin.

„Wer? Andreas?“

„Ja, der Arme,“ wiederholte er, „er hat Dich geliebt und hat Dich verloren — und wie verloren! Es muß fürchterlich sein!“

Einflüsterungen entscheiden, sondern nur die großen Interessen der Kunst. Ach, der edlen Kunst treu und ehrlich zu dienen, ist das nicht ein Ideal über alle Ideale? Laß mich nur erst Mitglied der stolzen Hofbühne sein!"

Alberti lächelte skeptisch. „Hofbühne? Na, ich fürchte, da werden auch nicht lauter Engel sein. Sollte bei dem eitlen Theatervölkchen wirklich die heilige Kunst immer das entscheidende Wort haben?"

Nina überhörte diesen Einwurf und fuhr erregt fort: „Unser Name soll noch eines Tages einen so guten Klang haben durch unsere eigene Kraft, durch Deine und meine, daß niemand mehr, wenn er ihn hört, an unsern Vater zu denken die Kühnheit erübrigt. Nicht wahr? Und hieße es bis zum letzten Atemzug Kampf und wieder Kampf!"

Alberti küßte sie zärtlich auf die Stirne. „Meine liebe, mutige Schwester, möge es Dir gelingen. Wer so fest und ehrlich etwas will, dem muß es gelingen, es wäre doch sonst eine Schmach, auf der Welt zu leben!"

Ehe sie sich verabschiedeten, fragte Alberti leichthin: „Wie geht es unserem Freunde Georg Osten?"

Da wurde Nina purpurrot bis an den Hals und erwiderte leise: „Gut, sehr gut, ich danke."

Dann Alberti: „Wann gedenkst Du . . .?"

Sie unterbrach ihn rasch und entschieden: „Erst dann, wenn ich es mit Ehren kann, wenn ich mir erkämpft habe, was wir brauchen, um glücklich zu sein!“

Alberti nickte ernsthaft.

Im Hinuntergehen sagte Alberti zu Eva: „Er ist ihr Bräutigam.“

„So? Wann wollen sie heiraten?“

„Wenn sich verwirklicht hat, was sie träumt!“

„Ah, die Künstlerehre meint sie. Und wenn sich's nicht verwirklicht?“

„Dann nie, und wenn ihr das Herz bricht. Ich kenne meine Schwester.“

Eva war ganz still. „Ein Weib, ein schuldloses Weib, das kämpft um ihre Ehre! Und wenn ihr das Herz bricht!“ —

Sie eilte, unten zur Hausthüre hinauszukommen, und atmete erleichtert auf, als sie auf der Straße waren.

18.

Sie saßen auf der Veranda und sahen in die dämmerungsduftige Flußlandschaft von Koblenz hinaus.

Es war die letzte Rast vor Wiesbaden. Hier wollten sie ein paar Tage bleiben. Das Häuschen,

eine Dependence des großen Hotels, stand auf einer kleinen Anhöhe; man hatte einen weiten Horizont vor sich. Ringsum war es still, das abendliche Geräusch der Umgebung hörte man nur von ferne. Auch die beiden waren still. Sie lebten für einander und gehörten einander an mit Leib und Seele ... aber es war nicht immer so gewesen; sie hatten sich erst in der Reife ihrer Jahre gefunden, hatten schon anderen angehört, mancherlei hat schon ihr intimstes Denken und Fühlen beansprucht, die verblaßten Gedankengespenster fesselten jetzt ihre Zunge. — Er dachte an die tote Marie, an Nina, an seinen Vater, an — manches andere. Sie dachte an die tote Marie, an Lulu und Lili, an ihre Mutter, an Andreas. Doch waren beider Gedanken friedlich abgetönt.

„Was wohl Andreas empfände, sähe er mein ruhiges, stilles Glück?“ dachte Eva. „Würde er glauben, daß ich solches Glück empfinden, daß ich solches gewähren kann? Würde er es mir gönnen? Würde er mich beneiden deshalb, oder den anderen — meinen Gatten? Nein, das nicht.“ Sie lachte bitter und höhnisch auf. „Den würde er gewiß nicht beneiden.“

Alberti sah sie beinahe erschrocken an, der Klang des Lachens that ihm weh, er tönte so schrill in den abendlichen Frieden hinein.

Er drückte Eva auf seinen Schoß, sah ihr ins Gesicht.

„Was hast Du, Eva? Denkst Du an etwas Häßliches? Und bist doch bei mir.“ Er umschlang ihren Leib mit beiden Armen.

„Nein — an nichts Häßliches, an etwas Trauriges, an Andreas und sein Verhalten zu mir. Das heißt, es ist im Grunde auch etwas Häßliches.“ Sie stockte.

„Sprich Dich aus, mein Herz — nur nichts Unausgesprochenes zwischen uns, nicht wahr? Auch ein Verschwiegenes ist eine Lüge und führt früher oder später zum Unheil. Wir wollen uns unser Glück bis zum Alter bewahren, es durchkämpfen bis zum Alter. Nur ein vornehmes Gefühl dauert so lange. Also, Eva, Wahrheit über alles! Was dachtest Du?“

Sie sprach, — erzählte vieles, was er schon wußte, vieles, was ihm neu war, wenigstens in ihrer Beleuchtung. Es war so leicht, ihm alles zu sagen; er machte es ihr so leicht. Nie hätte sie gedacht, so offen gegen jemand sein zu können.

„Der Arme,“ sagte er endlich sinnend vor sich hin.

„Wer? Andreas?“

„Ja, der Arme,“ wiederholte er, „er hat Dich geliebt und hat Dich verloren — und wie verloren! Es muß fürchterlich sein!“

„O, — da täuſcheſt Du Dich — er hat mich nicht ſo ſehr geliebt, ſonſt hätte er mich nicht zu Grunde gehen laſſen, denn ſiehſt Du, wenn Du mich nicht gerettet, nicht an Dein Herz gezogen hätteſt, ich wäre ſicher noch zu Grunde gegangen. Dann wäre er mein Mörder geweſen, da er mich hätte retten können, er allein, wenn er gewollt."

„Der Arme! Er kann nicht einmal an Dich denken wie an eine liebe verſtorbene Frau, ſondern wie an etwas, das er verachten muß. O, zucke nicht zuſammen, bleibe hier," und er umfaßte ſie feſter mit ſeinen Armen, „bleibe bei mir, damit Du fühlſt, wie jeder Pulsſchlag, jeder Tropfen meines Blutes Dir gehört, auch wenn ich etwas ſage, was Dir nicht gefällt, was Dich vielleicht verletzt — auch dann."

„Aber," ſagte ſie leiſe und gedrückt, „er hat ja nur etwas verloren, wonach er ſich nicht ſehnt, und iſt im Beſitz deſſen, was ihm Freude macht. Mein Verluſt verurſachte ihm keinen Schmerz, ſondern nur unſägliche Wut."

„Dieſe Wut iſt eine andere Form von Liebe, eine andere Form von Schmerz. Er ſehnt ſich allerdings nicht nach dem, was Du jetzt biſt, ſondern nach dem, was Du warſt oder zu ſein ſchienſt — als Du ihn liebteſt."

Eva sah vor sich hin und drückte die Hände zusammen: „Als ich ihn liebte —!“

„Er sehnt sich nach seinem früheren Heim, dessen Seele Du damals warst, nach seinem fleckenlosen Namen —“

„Hat er den nicht mehr?“ brachte sie gepreßt hervor.

Alberti fühlte wohl, daß es ihr schwer war, über diese Dinge zu reden, und doch wollte er einmal dieses Thema berühren, ein einzigesmal, und dann nie wieder.

„Eva,“ sagte er, „solltest Du darüber wirklich so verworrene Begriffe haben? Familienehre! Ist Dir dies Wort oder die Bedeutung desselben ganz fremd?“

Eva wollte aufstehen, er aber zog sie wieder nieder, drückte sanft ihren Kopf herab und küßte sie auf den Mund. Ihr Gesicht schimmerte bleich und ihre Augen glänzten feucht im Abendschein.

Alberti fuhr fort: „Familienehre, Hausehre ist ein Gemeingut der beiden Gatten wie alles übrige Besitztum in einer richtigen Ehe. Die Frau des Hauses hat nicht den kleineren Teil zu verwalten. Andreas hat sein Teil ehrlich bewahrt und hochgehalten, und Du —“

Er hielt inne und sah sie an. Der Mond kam hinter den hohen Bäumen hervor und beleuchtete alles mit blassem Licht. Eva saß unbeweglich da und schwieg.

In ihrem weißen Kaschmirkleid, das in straffen Falten den Oberleib umspannte, sah sie beinahe aus wie eine Statue.

Sie empfand jetzt zum erstenmal die ganze schwere eigentliche Bedeutung ihrer Schuld, und der Mann, an dessen rechtschaffenem Herzen sie ruhen durfte, trotz allem, hat sie diese Schuld sehen gelehrt!

„Familienehre!“ flüsterte sie, „das ist auch die Ehre meiner Töchter . . .“ Dieser Gedanke brach ihre Erstarrung — heiß quollen Thränen aus ihren Augen, sie nickte langsam mit dem Kopfe. „Ja, ja, Andreas hat recht gethan, so nur konnte er handeln, ja, ja, es war alles richtig, was er mir gethan. Aber,“ sagte sie plötzlich nach einer kleinen Pause, „warum muß nur ich leiden? Ich allein? Hatte ich nicht einen Mitschuldigen? Warum lebt der ungestraft fort wie früher?“

Alberti nickte. „Das ist das Einzige, was ich immer noch nicht begreife. Der sollte überhaupt nicht mehr leben.“

Eva sprang auf und ging auf der geräumigen Veranda hin und her. „Nein, der sollte überhaupt nicht mehr leben, und doch,“ setzte sie mit leisem Hohn hinzu, „warum nicht? Für den hat die Welt doch keine hohen Freuden, der watet doch im Schmutz sein Leben

lang ... Was liegt daran?“ Dann klang ihre Stimme wieder klagend: „Die Kinder! Warum gerade die Kinder? Warum das Allerliebste, das Teuerste? Warum verlor ich nicht etwas anderes, was minder schmerzlich gewesen wäre? Warum nicht mein Augenlicht, meine Gesundheit oder — mein Leben?“

Alberti war bewegt. — „Liebe Eva, wenn das Schicksal kommt, packt es den Menschen bei der Achillesferse. Andreas mußte das Weib verlieren, und das Weib war für ihn das Höchste. Du mußtest die Kinder hingeben, sie waren Dir das Teuerste.“

Nach einer Pause sagte Eva: „Aber es gibt doch so viele schlechte Weiber, bei denen die Verhältnisse so günstig sind, daß sie trotz allem glücklich fortleben, und im Besitz ihrer Ehre, ihrer Kinder —“

Er fuhr dazwischen: „Diese Frauen sind Schurkinnen. Du hättest das nie ertragen, Du hättest Dich selbst dem Gericht gestellt.“

„Aber die Welt, warum entzieht sie solchen Frauen die Achtung nicht?“

„Die Welt des Scheines, die verlogene Welt, die Welt der Schurken!“

Seine Stimme klang streng und rauh, denn er mußte an seinen Vater denken, der die Hausehre so ekelhaft besudelt hatte, an seine Schwester Nina und

ihr krankhaft überreiztes Ehrgefühl und ihren nutzlosen Kampf, an die Gesellschaft, die ihn ignorirt hatte, ihn, den schuldlosen Sohn seines schuldigen Vaters. Es hat damals seine Jünglingsjahre vergiftet, bis er später durch eigene Kraft und seine Kunst eine Stellung eroberte, die ihm aber dann wertlos war, als er zur Erkenntnis der Welt gelangte.

„Andreas leidet unschuldig, liebes Weib, und muß es ertragen —"

„Und ich leide schuldig," ergänzte sie; „glaubst Du, daß das leichter zu tragen ist? Die Schuld selbst, die Erinnerung daran ist ja schon der grausamste Schmerz. Glaube mir, unverschuldetes Leid ist leichter zu tragen, als eine Strafe für ein Verbrechen."

Sie schwiegen wieder, aneinander geschmiegt Wang' an Wange. Der Abendgesang eines Vogels erfüllte die Luft mit sehnsüchtigen Tönen. Beider Gedanken begegneten sich wieder bei derselben Sache. Er sprach sie aus, sie wagte es nicht.

„Ein Mann soll für das Weib, das er liebt, das sich ihm in unschuldsvollen Tagen zum erstenmal zu eigen gab, eine besondere Sprache, einen besonderen Ton haben, den er sonst für niemand in der Welt hat, für ihre Thaten, seien sie gut oder böse, eine Beurteilung, die er sonst für keinen anderen hat, einen

Maßstab für sie ganz allein: so denke ich mir's ... Andreas dachte nicht so. Er hat Dich beurteilt wie ein ganz fremdes Weib, das nie eins mit ihm war, und doch verdankt er Dir das höchste Glück des Lebens, freilich, dann ... Der Mann, den Du in ihm gesehen, das, was Dein phantastischer Kopf aus ihm gemacht, ist er jedenfalls nicht — sonst hätte er Dich anders strafen müssen."

Eva sah zu ihm empor und fragte zögernd: „Wie hätte er mich strafen müssen?"

„Konnte er nicht so groß sein, Dich zu schonen, konnte er trotz allem Deinen Mutterschmerz nicht ehren, der Dich langsam zu Tode gemartert hätte — das hieße allerdings sich der Meinung der Welt entgegenstellen, die auch das Edle im Weibe nicht mehr ehrt, wenn sie eine Sünderin geworden — konnte er das nicht, sage ich —"

Evas Augen drangen forschend in die seinen.

„Dann hätte er etwas thun sollen, was leider in unserem Zeitalter für ein Verbrechen gilt, und was doch hier eine Wohlthat gewesen wäre —"

„Was meinst Du? Was hätte er thun sollen?"

„Er hätte Dich töten sollen! —"

Eva starrte ihn an. Der Augenblick, da sie ihre Kinder zum letztenmal gesehen, blitzte jetzt vor ihrer

Seele auf, einen Moment fühlte sie den dreifach tödlichen Schmerz von damals — dann glitt sie in tiefer Bewegung auf ihre Kniee zu seinen Füßen nieder und schluchzte, die Arme emporstreckend: „Ja, ja, das ist's. Das hätte er sollen. Du bist der Einzige, der mich versteht. Du hättest dieses Mitleid mit mir gehabt."

Ihr Kopf fiel auf seine Kniee und er streichelte leise beschwichtigend ihr Haar und ihre Wangen.

19.

Isa war nicht sehr erfreut, als das Ehepaar in Wiesbaden ankam. Sie war nahe daran, Alberti ebenso unausstehlich zu finden wie seinerzeit Andreas. Er war gar nicht ihr Mann! Und wie kühl er sie begrüßte!

„Liebes Herz," sagte er zu Eva, „sei nicht böse, wenn ich gleich beim Eintritt anfange, einen großen Schaden in Deinem bisherigen Haushalt auszumerzen. Deine glotzäugige Freundin wird abgeschafft."

„Isa? Ah — sie ist so gut."

„Ich bin mißtrauisch auf sie."

„Warum?" Eva wollte schon böse sein.

„Frage mich nicht — ich will nicht mehr von

früheren Dingen reden, ihr ganzer Einfluß auf Dein Leben gefällt mir nicht."

„Aber, dann will ich sie doch unterstützen, sie ist so arm."

„Na," lächelte er, „die versteht es, sich überall ihr kleines Schäfchen ins Trockene zu bringen — und dann — soll denn Dein Mann nicht bei Dir wohnen?" Er liebkoste sie. „Isas Zimmer paßt mir gerade, ich muß doch auch ein stilles Fleckchen haben, wo ich üben kann! Hat meine geliebte Eva, mein Herzensweib, nicht zugestimmt, als ich sagte, wir wollen einander alles zu liebe thun? Wir wollen eines nur für das andere leben?"

„Ja," bestätigte sie, ihre Arme um seinen Hals legend und ihn innig ansehend — „Alles, wie Du willst, mein geliebter Mann."

Und so blieb es in alle Zukunft. Ganz leise, unmerklich, aber energisch hatte er die Zügel in der Hand — sie fühlte es nicht — oder that wenigstens so. Sie sah mit fast fanatisch dankbarer Verehrung zu ihm auf, daß sie sogar Ungerechtigkeiten ihr gegenüber ruhig ertragen hätte. „Er hat mir, der anrüchigen Eva Mirian, seinen Namen gegeben, er hat mich zu sich emporgehoben, er hat mich wieder Selbstachtung gelehrt, da er mich liebte . . ." Das vergaß sie in

keiner Minute ihres Lebens. Er hingegen war dem Schicksal dankbar für dieses Weib, das für ihn der Inbegriff alles Glückes, aller irdischen Seligkeit war, die einem Manne durch ein Weib werden kann. So keusch, so echt weiblich in allem — und doch eine Verbrecherin! Ein ewig Rätsel! Aber er glaubte an sie — unerschütterlich — das Verbrechen war eine Krankheit, oder ein Zufall — wie es andererseits oft nichts anderes als ein Zufall ist, daß ein tadelloser Mensch kein Verbrecher geworden ist.

Alberti hatte einst einen Freund, eine große, vornehme Natur, eine Seele wie ein Kind — und doch ist er im Zuchthause gestorben! Ein Verbrecher! Warum? Was trieb ihn zum Verbrechen? Sein Blut? Seine Nerven? Seine Phantasie? Hat der Mensch sonst nichts als Blut und Nerven? Kann man sagen, einer hat das gethan, also muß er notwendigerweise auch jenes thun? Ist der Mensch ein so einfaches Wesen, daß er samt all seinen Gedanken, Regungen, Wünschen, Trieben vom Nächstbesten durchschaut werden kann? Wie viel Unerklärliches gibt es in der Menschenseele, wie in der ganzen Natur für unsere unzulängliche Erkenntnis! Das Unerklärliche, Unergründliche entsetzt die meisten Menschen, und wo ihr Verständnis aufhört, setzt rasch ihr Richten und Verdammen ein. Wie

entsteht das Gute denn, das Böse? — Wissen wir, warum ein bestimmter Mensch in einem bestimmten Verhältnis böse sein muß? gut sein muß? Sind beispielsweise Barmherzigkeit und Mitleid kurzweg Tugenden? Sind sie nicht bloß befriedigter Egoismus? Viele folgen dem Trieb zum Mitleid einfach, weil sie sich selbst damit Lust bereiten und Unlust abwehren.

Die Ehrenschulden seines Vaters waren endlich abgetragen. Die eine Mission war also erfüllt. Nun war noch ein Schweres zu erringen, das einen Teil seiner Lebensaufgabe ausmachte. Er sah wohl, was Eva fehlte; sie verheimlichte nichts — faltenlos und klar wollten sie sich gegenseitig ihre Herzen zeigen. Oft weinte sie nachts, lange und bitterlich. Er hörte alles, und es schnitt ihm in die Seele. — Es mußte etwas geschehen, die Zeit war da, wo Andreas sein Wort einlösen mußte.

Alberti hatte eine Unterredung mit Doktor Reiser.

„Andreas ist ein unglücklicher Mann, starr, verbissen — mit allem Recht — aber ein Ehrenmann. Sein Wort wird er halten, das schwöre ich. Er schiebt es vielleicht hinaus, aber halten wird er es. Wenn ich ihm gegenüber trete — ein Mann dem andern — muß er es ja halten. Lieber nicht existiren, als sich von einem anderen Mann nachsagen lassen, man habe

ein gegebenes Wort gebrochen. Das könnte nur ein Rehbaum ertragen, Andreas Taubert nicht.“ Das waren die Worte des Doktors.

So konnte Alberti seine Eva wenigstens einstweilen beruhigen.

Der Doktor hatte Gefallen an Alberti, aber —! „Wird der lange, dünne Mensch die Riesenfaust haben, die diese Frau zu regieren versteht?“ Der Doktor täuschte sich: Eva brauchte sie nicht mehr. Seit der großen Sünde und dem tiefen Weh ihres Lebens, war ihre krankhafte Phantasie erschlafft. Zwar ist Eva dieselbe geblieben im Grunde ihres Herzens, das ja gut war, aber sie ist doch eine andere geworden. Das Unglück hat sie weicher gemacht, wie es Andreas verhärtete. Nur wurde sie nie kleinlich und pedantisch, nie philiströs. Die Vorliebe für Staublappen war ihr immer noch nicht recht verständlich. Sie stand auch nie in tiefes Sinnen verloren vor ungestopften Strümpfen. Die Strümpfe wurden gestopft, das war ihr die Hauptsache, durch wen? das war egal. Trotz alledem sah es gemütlich und geschmackvoll in ihrem Heim aus. Ein ganz kleines Uebersehen im Haushalt, da und dort, bemerkte Alberti nicht, und sonst verkehrten sie fast mit niemand. Eine Lieblingsredensart Albertis war: „Die Leute sollen uns nur im Konzert-

saale ihre Sympathien bezeigen, außerdem brauchen wir keine, wir sind uns selbst genug. Unsere Künstlerehre liegt in unseren eigenen Händen, nicht wie jene der armen Nina in den Händen eines launischen oder abhängigen Theaterleiters, der sie nach Belieben und Gutdünken morden oder zu stolzer Höhe heben kann. Wir werden schon sorgen für die unsere." Dann sagte er mit ironischer Wichtigkeit: „Weißt Du, liebes Weib, weil wir uns erlaubt haben, nach unserer Façon selig zu sein, werden wir nie mehr zum Essen eingeladen, denn dergleichen Eigenmächtigkeiten kann die Welt einem nie verzeihen! Wirst Du es ertragen, Eva? Ich für mein Teil habe für eine Tasse Thee mit Biscuit oder einen Kalbskopf à la tortue nie gern die Fiedel gestrichen!"

20.

Unruhig ging Alberti in seinem Zimmer umher, mit heißem Kopf und kalten Händen, dann wurde er in rascher Folge wieder bleich bis in den Mund hinein. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und lauschte atemlos. Dann rückte er nervös einige Nippsachen zurecht, wie um ein paar bange Sekunden auszufüllen. Jetzt

trat er zur Thüre, öffnete sie vorsichtig und blieb stehen, um hinauszuhorchen. Das nächste Zimmer war leer, aber die Thüre, die von diesem nach dem anstoßenden Schlafgemach führte, war nur angelehnt; dahin starrte er. Da drinnen wurde ein Kind geboren.

Es war alles still. — „Meine arme, süße Eva," murmelte er, „und ich stehe da so armselig und unvermögend, ich kann ihr nicht helfen. Ach, ich komme mir elend vor, daß ich sie jetzt allein kämpfen lassen muß!" Die Thränen liefen unaufhaltsam über sein Gesicht. Die Angst erschütterte seinen Körper. Er warf sich in den Lehnstuhl, wühlte in seinen Haaren, fühlte alle Schmerzen mit und — fühlte sie doch nicht. „Ach, könnte ich wirklich ihren furchtbaren körperlichen Schmerzenskampf teilen, ich glaube, es wäre mir eine Erleichterung! Warum muß denn das Weib allein sein in diesem entsetzlichen Ringen mit der Natur?"

Er lauschte wieder ... „Ja, ja, frivole Männer trösten sich mit der banalen Meinung: es sei ja was Natürliches! Gewiß ist es das — so natürlich wie der Tod auch, und doch so gräßlich! Hier ein Kampf um das beginnende Leben, dort um das erlöschende. Hier kommt das Leben, dort geht es. Beides gleich gewaltig!"

Er stand rasch entschlossen auf und ging hinein

ins Schlafzimmer. Nach einigen Minuten kam er wieder heraus.

„Nie!“ flüsterte er und erhob bebend die Hand wie zum Schwur, „nie werde ich diese Stunden vergessen!“ Er mußte an Andreas denken. „Ob dem wohl auch damals so zu Mute war? Ob derselbe diese Stunden je vergessen konnte, wo sein Weib ihr Leben einsetzen mußte, um ihm Kinder zu schenken? Der Einsatz des Weibes, um Kinder zu gewinnen, das Leben, und der Einsatz des Mannes? — Nichts! Nein, das kann ein rechter Mann nie vergessen — selbst nicht, wenn ihm später vom verirrten Weibe das Fürchterlichste geschieht, wenn ihn sein Weib verrät, betrügt, wenn es seine Gefühle mit Füßen tritt ... Das Kind — das fühle ich tief — darf er nie ganz von der Mutter reißen, das Gesetzbuch in Ehren, aber hier hat es wie an mancher anderen Stelle eine grauenhafte Lücke, und wie weit darf ein Mann gehen, ohne roh zu sein? Ein Weib kann einem Mann eine empörende Gemeinheit, einen unerhörten Schimpf anthun, aber wenn ein Mann je vergißt, daß das Weib das größere, das göttlichere Recht auf das Kind hat, begeht er ein Verbrechen gegen die Natur. Was ist alles andere dagegen? Eine Unnatürlichkeit ist das Empörendste!“

Es war ihm, als raschelte und trippelte etwas drüben. Man hatte ihn vorhin herausgeschickt. Es drängte ihn aber doch wieder hinein ... Vorsichtig spähte er durch die Thür ... da lag es ja schon im Kissen, fix und fertig, rosig und goldig ... Er küßte zuerst sein Weib dankbar auf den bleichen Mund. Sie lächelte ja schon wieder! Und unversehrt war sie auch ... Gott sei Dank! Dann drückte er zum erstenmal im Leben sein eigen Fleisch und Blut an die hochklopfende Brust. „Es ist ein Bub, ein Bub ... ein Prachtbub! — Ich will für Dich sorgen und Dich hüten," flüsterte er, „aber zuerst gehörst Du Deiner Mutter." Und er legte das Kind an Evas Brust: „Hier, Mama, hast Du ihn, den darfst Du lieben!" Dann breitete er die Arme über Eva und das Kind zugleich aus. „In so kleinem Kreis meine ganze Welt!"

21.

Der kleine Alberti hieß Ludwig wie sein Vater, aber er wurde, um nicht mit diesem verwechselt zu werden, Lulu genannt; auch war dieses für Eva eine Erinnerung an „daheim". In Lulus Zimmer spielten sich nun dieselben Scenen ab wie früher im Taubert-schen Hause. Der kleine, wilde, blonde Bube rumorte

und stürmte herum wie früher die kleinen süßen Mädchen, Eva mit ihm. — Oft aber — sehr oft — blickten ihre Augen sehnsüchtig in die ferne, ferne Vergangenheit. Sie sprach mit niemand darüber, außer mit Alberti, dieser allein verstand sie. Für das, was die anderen Leute sagten, hatte sie nur ein halb spöttisches, halb bedauerndes Lächeln.

„Ob ich nun meine beiden Mädchen endlich einmal vergessen hätte?“ fragen die — Leute, sogar Frauen, die selbst Kinder haben. Als ob es möglich wäre, Kinder, die man geboren, jemals im Leben zu vergessen! ‚Aber nicht wahr, den Jungen haben Sie doch lieber als die Mädchen? Das ist doch ein prächtiger Ersatz!‘ Als ob es möglich wäre, ein verlorenes Kind zu ersetzen. Es ist ein neues Kind, ein anderes Kind, aber kein Ersatz! Den gibt es einfach nicht. Ich habe nun drei Kinder, zwei in der Ferne, die ich mit verzehrender Sehnsucht liebe — und die ich nicht einmal sehen darf — ach, nicht ein einzigesmal — und eines bei mir, das ich mit unsäglicher Liebe an die Brust drücken kann. Ich liebe aber keines mehr, keines weniger — alle drei gleich unermeßlich! Es gibt Mütter, die gerade das verlorene Kind am meisten lieben, auch das verstehe ich nicht. So groß wie meine Liebe zu meinem Söhnchen, so

groß ist auch mein Schmerz um meine mutterlosen Töchterchen. — Aber wer in der Welt versteht mich? Deshalb bin ich froh, daß ich mit niemand verkehre. Daß mein Leben jetzt wieder Inhalt und Zweck hat, daß ich es ertragen kann, bis ich meine armen Kleinen wieder sehe, das danke ich Dir, Du lieber Mann. Dir allein! Könnte ich Dir das je vergelten!"

Sie warf einen innigen Blick nach der Thüre, lehnte den Kopf zurück im Lehnstuhl und horchte lächelnd auf die vibrirenden Geigentöne, die durch die geschlossene Thüre drangen.

„Hörst Du, Lulu, wie Papa schön spielt? Sei ein wenig ruhig, komm her."

Lulu lief gehorsam zu ihr hin, legte seinen blonden Kopf auf ihren Schoß und hielt sich ganz still. Eva streichelte zärtlich seine Locken. Plötzlich stellte sich der Kleine gerade vor sie hin, steckte die beiden Hände in die Taschen, spreizte die Beinchen ein wenig auseinander und fragte, indem er mit dem Kopf eine Bewegung nach der Thüre machte, hinter der die Geigentöne gerade mächtig und feurig anschwollen: „Mama, was ist das, was Papa spielt?"

Eva mußte lachen. Er sah zu drollig aus mit dem klugen Gesicht und der altdeutschen Haartracht und seinem eng anliegenden blauen Tricotanzug.

„Mein Kind," sagte sie, „das ist ein Capriccio von Max Bruch."

„Gelt, Mama, das spiele ich auch einmal?"

Wie frisch und lieb er war! „Ob Andreas wohl, wenn er diesen prächtigen Jungen sähe, noch fürchten würde, ich könnte die beiden Mädchen verderben? Und er müßte meine Kinder vor mir schützen? Ach, wenn er ihn doch sähe! Wann wird er sein Wort halten? Es sind nun Jahre vergangen, seit er es gab. Wird er es jesuitisch zu umgehen suchen? Nein, nein, nein, das nicht. Wird er es halten? Ja, gewiß! Gibt es denn überhaupt einen ehrlichen Mann, der einem armen Weibe sein Wort nicht hält?" Sie murmelte das leise. Lulu sah sie mit seinen naiven, großen blauen Augen fragend an: „Was sagst Du, Mama?"

„Das verstehst Du noch nicht, Lulu; ich sagte, ob es wohl einen richtigen Mann gibt, der einem Weibe sein Wort nicht hält!"

„Das versteh ich nicht — aber ich will Papa fragen."

Er lief zur Thüre und verschwand durch dieselbe. Eva sah ihm lächelnd nach. Die Geigentöne verstummten. Nach zwei Minuten kam Lulu wieder heraus; mit ernsthaftem Gesicht ging er auf Eva zu und sah zu ihr auf: „Papa hat gesagt —"

„Nun? Was?“

„Er hat gesagt, einen solchen Mann gibt es nicht!“

Da hob sie ihn mit beiden Armen hoch empor und drückte ihn dann weinend und lachend an sich.

„O, Du mein Glück, mein süßes Glück, ich danke Dir!“

Mimis Weihnachtsabend.

Die alte Jungfer! —

War sie wirklich eine alte Jungfer?

Ach, die Leute nannten sie halt so. Es war keine Bosheit dabei. Mimi, der Vorname allein, hätte zu vertraulich geklungen, und der Familienname Sturzbachegger — nein, der war ebenso lang wie unschön. Da sagte einmal eine, als von Mimi und ihrer Kunst und ihren kleinen Seltsamkeiten die Rede war: „Na, wissen Sie, Sie kennen Sie ja doch, ich meine die alte Jungfer da drüben."

Seitdem war das Wort geblieben. Die alte Jungfer! —

Aber die Bezeichnung war im Grunde wenig zutreffend. Wenigstens sah Mimi gar nicht so aus, wie man sich gewöhnlich eine alte Jungfer vorstellt. Im Gegenteil! Sie war eine große, stattliche, hübsche Frau mit frischen Augen und lebhaften Bewegungen. Gar nichts Zimperliches, Altjüngferliches, nichts Verblichenes, Verrunzeltes.

Sie war Malerin, eine vielseitige, sehr tüchtige Malerin. Alles geriet unter ihrem Pinsel, das Stillleben, die Landschaft, das Figürliche — und namentlich die Kinderscenen. Darin konnte es ihr nicht leicht ein anderer gleichthun, so drollige, herzerquickende Kindergeschichten konnte eben nur sie malen — die alte Jungfer! Aber sie war zu bescheiden, um sich vorzudrängen und viel Aufhebens von ihrer Kunst zu machen. Und merkwürdig, als einmal ein berühmter Kritiker einen Besuch in ihrem Atelier machen wollte und unten im Hausflur hinter sich sagen hörte: „Ah, der geht gewiß zur alten Jungfer im dritten Stock!" da besann er sich einen Augenblick auf der Treppe, schnitt ein sonderbares Gesicht und kehrte wieder um. Nein, alte Jungfern waren gar nicht seine Spezialität.

So sind die Leute.

Mimi lebte mit ihrer Mutter bescheiden und zurückgezogen; außer dem kleinen väterlichen Erbe mußte der Erlös aus ihren Bildern die Hauswirtschaft bestreiten helfen. Wäre Mimi nicht eine vorzügliche Wirtschafterin gewesen, hätte es oft bös in der Kasse ausgesehen. Erst in den letzen Jahren bezahlten ihr die Kunsthändler bessere Preise, obwohl die Zeitungen immer noch sehr wenig von ihrem emsigen und talent-

vollen Schaffen zu berichten wußten. Natürlich, die alte Jungfer!

Und Mimi war auch wirklich zu still in der großen, lärmenden Welt; sich selbst ins Licht zu stellen, sich selbst herauszustreichen und zu loben, das lag ihr so fern wie Neid und Klatsch, Unzufriedenheit und Verbissenheit. Nichts von alledem. Sie hatte auch sonst nichts von den Untugenden der wirklichen alten Jungfern an sich. Sie litt nicht unter dem Los des Alleinseins, das heißt des Unvermähltseins. Wenigstens merkte kein Mensch etwas davon. Alles schien so, wie von ihrem Willen geordnet; sie war meist vergnügt, aufgeräumt, gut gelaunt. Besonders, wenn sie mit Kindern zu thun hatte.

Ja, die Kinder! Und dann die Tiere!

„Alles, was sich nicht zu helfen weiß, liebt sie, beschützt sie, meine Mimi," sagte die alte Mutter oft voll dankbarer Rührung, weil sie sich selbst schon ein wenig wieder zu den Kindern rechnete.

Wenn sie so auf der Straße dahinging und sah kleine, nette Mädchen oder frische, kecke Buben, das war Augenweide und Herzenslust! Oft sprach sie die Kinder an, fragte sie zutraulich aus und erhorchte die ergötzlichsten Geschichten. Wie strahlten ihre Augen, wie klang ihre Stimme frisch und jung, wenn sie

dann daheim dem Mütterchen davon erzählte! Ja, Mimi, die alte Jungfer, war eine gesunde, glückliche Natur.

Nur am Weihnachtsabend war sie ein wenig, wie soll man nur sagen, nicht gerade traurig, aber merkwürdig gefühlvoll. Man spürte es an ihrem Blick, am Ton ihrer Stimme, wie etwas Ueberzartes, das aus ihrem sonst so starken Wesen dann herausquoll, ähnlich den zierlichen, schmächtigen Blumen, die aus der starrenden Schnee- und Eisdecke frühlingssehnsüchtig hervorbrechen.

Nur am Weihnachtsabend!

Vor vielen, vielen Jahren war's, als sie mit ihrem kränkelnden Vater, einem Oberst a. D., den Winter im milden Süden verlebte. Ueber den stillen, spiegelglatten Wassern des blauen Gardasees verhallten die Kirchenglocken, die von Ufer zu Ufer den heiligen Abend einläuteten. Mimi stand auf der Veranda der Riva-Pension, dem Geläute lauschend, während ihr Blick sich träumerisch in die weite Ferne verlor.

An ihrer Seite Ruggiero, unter einem reichbelaubten Orangenbaum, an dem ein einziges Reislein aus der dunklen Krone duftig hervorblühte. Ruggiero, ein bildhübscher, schlanker Jüngling mit brennenden Augen, hatte sich ihr vor Wochen als simpler Maler

genähert. Sie fühlte bald, wie sein stummes Liebeswerben ihr innerstes Gemüt erregte. Kein Wort war gefallen, kein lautes Geständnis. Und doch — dem Entscheid war nicht mehr auszuweichen, seit Mimi sich selbst gestanden, daß sie den edlen, fremden Künstler liebte, wie ein Weib liebt, dem dieses heiligste Gefühl für das ganze Leben Ziel und Richtung weist. Ruggiero griff in die Laubkrone, brach den Blütenzweig und reichte ihn seiner Kollegin und Freundin: „Wollen wir nicht ein paar Schritte im Garten machen, bevor die Nacht herniedersinkt?“

Die sinkende Nacht vernahm ein seltsames Geständnis und umhüllte es mit ihrem dunklen Schleier. Nur vor einem Menschen wurde das Geheimnis dieser Stunde enthüllt, als Mimi ihrem sterbenden Vater unter Thränen flüsternd erzählte: „Nach jener Stunde muß ich einsam bleiben immerdar, ich werde ihn nie vergessen, nie; der erste heiße Kuß war das Siegel ewiger Liebe und zugleich ewigen Abschieds, als er mir das Fürchterliche gestanden, daß er nicht der schlichte Maler, sondern eines regierenden Fürsten Sohn, daß er nicht der Kunst, sondern einem Reiche und einer Dynastie verpflichtet sei, daß ich warten solle, bis er auf dem Throne, als seine stille, angebetete Freundin mich erhebe zu seiner Frau? Nein!

Es war ja unmöglich, unmöglich! Nicht um alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit! Aber wie ich ihn geliebt, werde ich keinen Mann mehr lieben auf Erden."

Der alte Oberst hat das Herzensgeheimnis seines stolzen Kindes mit ins Grab genommen.

Seitdem sind viele Jahre gekommen und gegangen, und jedesmal hat der Weihnachtsabend aus dem Süden ein blühendes Orangenzweiglein gebracht und Mimi hat es wie eine geweihte Opfergabe unter ihren Christbaum gelegt — jedesmal, bis zum vorigen Jahr. Da war es ausgeblieben. Und heuer? Mimis Herz klopfte stärker, wenn sie daran dachte. Aber sie wollte nicht daran denken.

Ja, an diesem Tage mußte sie immer etwas für ihr Herz thun, damit sie es ablenkte, zerstreute. Viel Beschäftigung! Ja, das ist gut. Eine große Bescherung mit all den Vorbereitungen, daß es im Haus drunter und drüber geht, ein fröhlicher Rumor wie zur Jugendzeit, daß einem Sehen und Hören schwindet.

Der Weihnachtsbaum, eine wunderschöne junge Tanne mit weit ausgreifenden Nadelästen, war schon da und harrte der Schmückung; kleinere und größere Tische, weiß gedeckt, standen im Wohnzimmer umher, obwohl es erst Mittag war und der Schnee vor den

Fenstern in der Sonne glitzerte, die auf einige Augenblicke, wie zu einem kurzen Ueberraschungsbesuch, am wolkendüstern Dezemberhimmel aufleuchtete.

Erst Mittag!

Und immer weihnachtlicher wurde es in der Stube, je mehr die Stunden vorrückten. Jetzt standen auf den Tischen schon bunte Teller und Schüsseln, die sich in lustigen Farben von den feierlich weißen Decken abhoben; der Tannenbaum paradirte auf dem großen Mitteltisch, alle Zweige mit roten und blauen Kerzchen besteckt und ganze Lasten von Konfekt tragend und von Ast zu Ast ein Geflimmer von Rauschgold und Silber, ganz oben am Gipfel aber ein großer, strahlender Stern, der sich drehte.

Nein, es war zu herrlich!

Hinter der Thür stand noch ein großer Korb, bis oben vollgepfropft. Das mußte noch alles auf die Tische verteilt werden. Aber Mimi kam so lange nicht nach Hause, sie hatte noch so vielerlei zu besorgen, Sachen, die frisch sein müssen, die man nicht früher kaufen und stundenlang liegen lassen kann. Und Mimi wollte jeden Gang selbst thun, jedes Geschäft selbst besorgen und sich nicht von fremden Füßen und Händen helfen lassen. Es war unglaublich, was sie sich alles zumutete — die alte Jungfer! Die ganze Nachbarschaft

reckte und streckte die Hälse, wenn sie so hochbepackt daherkam.

Die kleine, alte Mutter trippelte schon ganz ängstlich und aufgeregt umher, tippte da und dort mit ihren zitternden Händen die herumliegenden Sachen an.

„Daß doch Mimi so lange ausbleibt; sie kauft gewiß wieder viel Unnützes, ach Gott, das gute Kind — und dann hat sie gesagt, ich soll nichts anrühren und nichts verteilen, bis sie kommt."

Nun fing die gute Alte aber doch an, in dem Korb hinter der Thür zu kramen. Wie der schwer ist! Sie vermag ihn kaum von der Stelle zu rücken.

Endlich klingelte es. Gott sei Dank! Lachend stürmte Mimi herein, den Hut schief auf dem Kopf, einen Korb in der Hand, unter den Armen viele, viele Pakete. Sie schüttelte sich: „Hú, ist es heiß hier, hast doch nicht nachgeschürt, Mütterchen?" Kleine Schneeflöckchen fielen von ihren Kleidern und Paketen und vertropften in der warmen Stubenluft. „Ach, ist es heute herrlich in der Welt, überall eine fröhliche Geschäftigkeit und ein Gedränge in den Straßen und — So, nimm das, Mütterchen, und das — hier, das Paket unterm Arm, sonst laß ich's fallen!"

„Ach Gott, gutes Kind, Du bist außer Atem und Dein Hut sitzt schief!"

„Nicht, ich sehe toll aus?“ lachte Mimi.

Die Alte trippelte an ihr herum mit ausgestreckten Händen und wußte nicht, wo sie zuerst zugreifen sollte.

„So, da — Recht! — Das ist eine neue hübsche Schüssel für die kleine Mimi, weißt Du, laß sie nicht fallen!“

Nun legte sie erst Hut und Mantel ab, streifte die Schuhe von den Füßen und schlüpfte in ein Paar Filzpantöffelchen, die am Ofen standen. Dann fing sie an, die Paketchen zu öffnen. „Eilig, eilig, es dunkelt schon!“

Staunend schüttelte die gute Alte den Kopf.

„Da ist noch etwas für unsere kleine herzige Mimi, die kann wirklich zufrieden sein!“ Es war etwas Himmelblaues mit Fransen. — „Hier ist Muckis Lieblingsspeise!“ Sie legte eine fest verwahrte Düte hin. — „Pips ist ein böser Junge, wie hat der sich gestern wieder aufgeführt! Eigentlich sollte er diesmal nichts bekommen, aber zu Weihnachten muß man gnädig sein! Bichette und Ninette sind auch bedacht worden. Siehst Du? Ist's nicht reizend?“ Sie hielt der Mutter schnell etwas Grünes vor die Augen und dann etwas anderes, das schimmerte zartrosa. Und immer neckend und mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers, daß die erstaunten langsamen Augen der Alten kaum folgen

und die Sachen ordentlich erkennen konnten. „Schau, das ist das Neueste, nicht gerade geschmackvoll, aber ganz hochmodern."

„Hast Du denn auch an meinen Nazi gedacht?"

Mimi machte ein pfiffiges Gesicht. „An Nazi? Na, und wie? Und sogar an Dich!" Damit gab sie dem gerührten Mütterchen einen Kuß auf die runzeligen Wangen. „Du und Nazi werdet ganz in gleiche Farben gekleidet. Ach, wie ich mich freue auf euren Anblick, wenn ihr beide dann auf dem Sofa sitzen werdet, ein Farbentraum in idealstem Lila. — Ich glaube, daß ich nicht widerstehen kann, ich werde euch malen müssen."

Ihr geschäftiges Ordnen unterbrechend, fragte sie plötzlich: „Wo sind sie denn alle?"

„Sie spielen drüben im Atelier," antwortete die Mutter; „ich habe sie da hineingeführt und ihnen aufgetragen, recht brav zu sein. Die kleine Mimi ist ja alt genug, die gibt schon acht. Ich dachte mir, es würde doch einen zu großen Lärm und Durcheinander geben, wenn sie auch dabei wären, wenn die fremden Kinder kommen. Nicht? Du wolltest doch erst hier die Bescherung für die Kinder herrichten — und dann die unsere!"

„Ja, richtig, richtig!" fiel Mimi rasch ein im

Weiterhantiren. „Sag 'mal, Mutter, hat denn das Völkchen im Atelier drüben inzwiſchen etwas zum Naſchen?“

„Ei freilich. Ich hab' ihnen Milch gegeben, Netti ſogar ein Reſtchen Schokolade. Eſſen thun wir ja dann alle mitſammen, wenn das mit den Kindern vorbei iſt.“

„Alſo dann ſchnell!“

Jetzt wurde der große Korb hinter der Thür in Angriff genommen.

Um ſchneller zu Ende zu kommen, ſtülpte ihn Mimi einfach auf den Boden um. Da fielen hunderterlei Sachen heraus: Mützen, Schuhe, Tücher, Spielwaren, Bilderbücher. Mimi raffte auf, was ihr gerade in die Hand kam, und verteilte es auf die Tiſchchen. Auch die Mutter wollte ſich auf den Boden knieen und helfen, kam jedoch vor lauter Schauen und Staunen nicht dazu. Und dann rechnete ſie: „Das hat wohl recht viel gekoſtet?“

„Das alles hab' ich mit der Kopie von meinem Riva-Bild bezahlt, weißt Du. Der Kunſthändler ſagte, der berühmte Kritiker Dingsda — ſein Name fällt mir nicht gleich ein — habe ſein Wohlgefallen daran geäußert, der — na, Du weißt ja, wen ich meine; und er habe die Kopie gekauft und ſogar bar bezahlt.“

„So, so. Ja, das Riva-Bild," sagte die Alte gedehnt und nachdenklich.

Mimi bückte sich und verweilte etwas länger knieend auf dem Boden. Dann sprang sie rasch auf: „Hier, sieh die wunderschönen Stiefelchen für den kleinen Anton im Rückgebäude; dem armen Kerl sehen ja die Zehen schon lang zu den Schuhen heraus, — da, dies Steckenpferd ist auch für ihn, das ist sehr billig, nur dreißig Pfennig; hier das Mützchen, das ist wirklich reizend, gehört dem Stumpfnäschen, dem Lieschen, meinem Modell. Nein, wie das kokett ist! Man muß den kleinen Mädchen etwas Nettes schenken, damit sie nicht aussehen wie alte Weiber, die armen Dinger. Wenn sie dann einmal erwachsen sind, denken sie mit Lust an diese Ueberraschungsstunden zurück, wie an Lichtblicke in —"

Sie vollendete den Satz nicht, drehte immer noch das kokette Mützchen zwischen den Fingern. „Ach, was schwatz' ich da!" Ihre Stimme klang plötzlich ein wenig belegt. „Jetzt, so, das ist brav, daß Du mir hilfst, Mutterchen; rasch die Lebkuchen, Aepfel und Nüsse auf die Teller!" Sie faßte den Kopf der Alten und preßte ihn an die Brust. Fernher durch die Schneeluft tönte leises Glockenläuten. „Und jetzt den Christbaum angezündet, die Lichter all, all!"

Jetzt erstrahlte die Stube in hellem Glanz, der Stern auf dem Gipfel drehte sich, die Lichtchen knisterten und ein wunderſamer Duft wehte von dem wie lebendig gewordenen Baum. O dieſer Weihnachtszauber!

„Fertig!“ rief Mimi mit gerötetem Geſicht und trat einige Schritte zurück. „Nun, Mutter, nimm Deine Kraft zuſammen, nun geht's los, ſetz Dich!“ Sie drückte die kleine Alte ſanft in den Lehnſtuhl, nahm vom Geſchirrſchrank eine echte Kuhſchelle, die ſie einmal von einer Sennerin in den Alpen zum Andenken erhalten hatte, und ging hinaus auf den Küchenbalkon und läutete aus Leibeskräften, in den nur matt erhellten Hof, den die Rückwände des Häuſergeviertes umſchloſſen, die Schelle nach allen Seiten ſchwingend. Bim, bimbim, bim, bimbim! Und es tönte über das niedrigere Haus zur Linken hinüber in ein ſchwarzes Seitengäßchen. Bim, bimbim! Und immerfort, wenigſtens fünf Minuten lang, durch das leichte Flockengerieſel, das ſtill vom nächtlichen Himmel herniederwehte. Bim, bimbim!

Zuerſt verſchwand ein Kinderköpfchen aus einem Manſardenfenſter rechts, dann klirrte eine geöffnete und wieder raſch geſchloſſene Scheibe links, dann tauchten da und dort Köpfchen aus den tiefergelegenen Fenſtern und fuhren wieder zurück, einen kurzen

Freudenschrei in das immer stürmischere Bimbim der Kuhschelle mischend. Auch in dem schwarzen Seitengäßchen, wo schon lange die Kinder voll gespannter Erwartung mit gespitzten Ohren unter den Thüren standen, wurde es plötzlich lebendig und begann ein Rennen und Laufen, als hätte der leibhaftige Rattenfänger von Hameln seine Lockmusik erschallen lassen. Und immer noch Bimbim vom Küchenbalkon der alten Jungfer! Nun sammelte sich's zu einer ganzen Schar unten im Hausflur; es war ein Drängen und Treiben und Jagen von Buben und Mädchen die enge, finstere Treppe hinauf, alle dem Ton der Kuhschelle nach, der lockendsten aller Weihnachtsglocken.

Mittlerweile hat das Mütterchen in der Stube sich aus dem Lehnstuhl erhoben und das Bild ihres seligen alten Oberst's aus dem Schlafzimmer geholt und unter den Tannenbaum gestellt. Dieser stumme Gast mit den großen, ernsten Soldatenaugen und dem Rocke des Königs durfte niemals fehlen.

„Die Kinder, die Kinder!" rief die Alte halb erfreut, halb beklommen und ließ sich wieder in den Lehnstuhl sinken, nachdem sie vorher noch ihre Hornbrille geputzt und auf die Nase geschoben hatte, um das weihnächtliche Ereignis genauer verfolgen zu können.

Mimi öffnete die Thür mit einem weiten Schwung

— und hinein ging's wie ins Himmelreich, Lieschen und Anton voraus! Zuerst ein stilles Staunen, dann ein surrendes Stimmengewirr, dann ein Jubiliren mit „Ah“ und „O“ und Händegeklatsch! Des fröhlichen seligen Lärms wollte gar kein Ende werden. Die Mutter, ganz erschöpft vom bloßen Hören und Zuschauen, blieb auf dem Stuhle sitzen.

Strahlend ging Mimi umher wie eine Königin in ihrem Reiche, selbst voller Bewunderung und Entzücken, wie alles so herrlich gelungen. Dann nahm sie bald das eine, bald das andere Kind, hob es hoch empor: „Nicht wahr, herrlich?“ Und zur Mutter gewendet: „Sieh nur, wie Mariechen wächst!“ — oder: „Ach, der kleine Max hat ja jetzt den ganzen Mund voll Zähne; na, da kann sich der dicke Lebkuchen dort gratuliren! — Und der Paul, nein, die Augen! — Anton, ja, mustere die Stiefelchen nur, die werden Dir gleich an die Füße springen! — Der flammende Stern da oben, wie er sich dreht, nicht wahr, Lieschen?“

Die alte Mutter hatte die Augen zugedrückt; ein Thränchen verlief sich in den Runzelfurchen der Wangen. Mimi trat zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr: „Mutter, Gott sei Lob und Dank, daß wir so viel haben, um das vollbringen zu können — sieh nur hin, all das Glück! Und ich bin auch ganz glücklich, Herzensmama!“

Dann packten die Kinder ihre Geschenke zusammen und polterten hinaus; die meisten, vor seliger Erregung und vor brennender Ungeduld, daheim ihre Schätze zu zeigen, vergaßen Dank und Gruß. Fort, fort! Lieschen hatte ihr Mützchen schon auf der Treppe aufgesetzt. Ganz hinterdrein stolperte Anton, denn er hatte Mariechen auf den Arm genommen.

Dann war's einen Augenblick still, ganz still in der Stube . . .

Mimi atmete auf; sie stand mitten im Gemach und wollte erst langsam ihre Empfindungen ausklingen lassen.

„Jetzt kommen wir," sagte die kleine Alte mit einem herzhaften Aufschwung in der Stimme und trippelte heran.

„Ja, jetzt kommen wir!" fiel Mimi ein. Und nun wurde eine sonderbare Zurichtung getroffen, als ob eine Bescherung für die sieben Zwerge losgehen sollte. Die schöne blaue Decke mit den Fransen wurde in den Korb gebreitet, der zwischen dem Geschirrschrank und dem Ofen Platz gefunden. Davor wurde die kleine neue Porzellanschüssel mit blauem Rande gestellt. Auf niedrigen Schemelchen standen kleine Tellerchen, darauf wurden Würstchen, Fleischbrötchen und Schokoladeklößchen gelegt . . . Dann gab es kleine farbige Gummibälle, Bänder mit Schleifen und Quasten. Eine

besonders schöne Schleife war von zartester Lilafarbe und wie eine Halskrause gefältelt, mit einem winzigen Glöckchen daran. Gleich daneben lag eine wundervolle, weiche Haube, ebenfalls in Lila, für die Mutter.

Und nun war die merkwürdige Zurichtung fertig.

„Jetzt, Mutter, hole sie. Es ist alles bereit."

Die Alte trippelte hinaus, Mimi behielt die Thür in der Hand.

Draußen knarrte eine andere Thür und man hörte das „Pstpstpst" und „Schschsch" der Alten.

Jetzt sprang in mächtigen Sätzen mit kräftigem Miau und hochgeschwungenem Schwanze der weiße Angorakater Nazi herein und hinter ihm drein im tollen Durcheinander, schreiend und tollend und einander überspringend, Pips und Bischette und Ninette und Mucki, und ganz zuletzt kam langsam und schwermütig, nur ganz schwach schnurrend, die greise Mimi, mit den Augen blinzelnd, wie geblendet von all dem Glanz. Während besonders Pips und Mucki sehr wenig Haltung und Lebensart zeigten, von einem Tellerchen zum andern sprangen, die Sachen herabzerrten und anbissen und wieder liegen ließen, um der Ninette die Gummibälle streitig zu machen und im Vorbeihasten der sanften Bischette eins mit der Pfote zu versetzen, Nazi aber gar auf den Tisch sprang und in die große Lilahaube

der Mutter kroch, benahm sich die schwermütige Mimi äußerst fein. Gleich an der Thür war sie mit viel Scharfsinn seitwärts abgebogen und auf den Korb zugegangen. Einen Augenblick betrachtete sie die neue Decke, deren Fransen über dem Rande des Korbes herabhingen, dann stieg sie langsam hinauf, setzte sich darauf, schob die Beine unter den Leib, ringelte sich zusammen zu einer weißen Kugel und begann feierlich ihren Dank zu schnurren, als hätte sie zeigen wollen, daß sie wohl wisse, wie eigentlich nur um ihretwillen dieser ganze festliche Aufwand veranstaltet worden sei... Und als die anderen unermüdlich weiter tollten und schrieen, da hob sie ihren schönen, greisen Kopf und sah aus der Höhe ihres Korbes und ihres Selbstbewußtseins gar mitleidig auf die ausgelassene gewöhnliche Katzenbande herab. Die alte Jungfer ging zu ihr, ließ sich auf einem Schemel neben dem Korbe nieder und strich dem lieben, alten Tier liebkosend das getigerte Fell und gab ihr die süßesten Schmeichelnamen, war doch die kleine, alte Mimi ein Geschenk gewesen jenes edlen Geliebten vom Gardasee, der dann davongegangen auf Nimmerwiedersehen!

Während das alte Mütterchen glückselig lächelnd unterm Christbaum stand, dessen Lichtchen eins ums andere verlöschten, und den Schelmenstreichen ihres

herrlichen Nazi in der allmälich sich verdunkelnden Stube zusah, hatte sich die große Mimi in halbliegender Stellung über die kleine Mimi im Korb gebeugt: „Bleibe nur du ruhig liegen und lasse dort das junge unerfahrene Volk sein Wesen treiben. Es macht sich doch nur lächerlich, brave, stille Mimi.“ Dann sich noch tiefer bückend, daß die Katze fast ihre Brust berührte, flüsterte sie mit bebender Stimme: „Weißt du noch, Mimi? Heute abend sind's zehn Jahre um diese Stunde. Gelt, er war doch gut und edel und hochherzig, unser einziger Ruggiero, wir beide kennen ihn, und vergißt er uns, wir werden seiner fort und fort gedenken bis zum letzten Hauch.“ — Große, schwere Thränentropfen fielen auf das weiche Fell der alten kleinen Mimi. Und die große Mimi drückte ihr Gesicht gegen den geduldig schnurrenden Liebling, damit niemand ihre Thränen sehe, nicht einmal die gute, teure Mutter.

Am Christbaum verknisterte das letzte Licht. Die Mutter hatte sich schweigend an ihren Lehnstuhl getastet. Draußen läuteten von allen Türmen die Weihnachtsglocken das ewige Friedenslied über die winterliche Welt.

Hochzeitstag.

Ein junger Konzipient Namens Josef von Ameling, Sohn reicher Eltern, liebte einst eine schöne Tänzerin. Sie hieß Philine Nockler. Das Liebesglück dauerte mehrere Jahre.

Zwei Kinder — ein Knabe und ein Mädchen — waren die Folge dieses Verhältnisses.

Das Liebespaar entfremdete sich nach und nach und entfernte sich von einander.

Der Mann, nun berühmter Advokat geworden, hielt die Ehe mit einer Tänzerin für unmöglich, besonders wenn sie, wie Philine, die Sünde begangen, zwei illegitime Kinder zu haben.

Daß er selbst der Vater dieser Kinder war, milderte in seinen Augen diese Sünde nicht. Die Kleinen liebte er trotzdem herzlich, und nachdem er ein reifer Mann geworden war und seine Praxis aufgegeben hatte, adoptirte er die Kinder und nahm sie zu sich.

Er zog als Justizrat in eine andere Stadt.

Dort hielt man ihn für einen Witwer, und da er sehr vermöglich war, schien alles in bester Ordnung zu sein.

Die Tänzerin lebte fern von da, und es wurde in dem Hause des Justizrates recht selten von ihr

gesprochen. Er mochte nichts hören und ärgerte sich, wenn die Kinder von ihr redeten; er nannte sie kurzweg „die Nockler".

Die Kinder sagten aber „die Mutter", schüchtern, leise, kein Mensch sollte es ja hören. „Wenn sie tot wäre, die Mutter!"

Das wäre anständiger, da dürften sie dann von ihr reden! Aber es wäre auch recht traurig.

„Oder wenn sie wenigstens vom Vater geschieden wäre!"

Sie gälte dann doch gewissermaßen für die Gattin des Vaters, trüge denselben Namen wie er und die Kinder!

„Ach, das wäre doch viel besser!"

Da könnten sie dann auch von ihr sprechen — aber so!

„Gar nicht verheiratet!"

„Ein Fräulein! Eine ledige Tänzerin, die Philine Nockler heißt!"

Die Kinder erröteten, wenn sie daran dachten. Nein, nein, davon konnten sie wirklich nicht sprechen! Wie beneideten sie andere Kinder, wenn sie so frei, so ungenirt von ihrer Mutter redeten, als ob sich das von selbst verstünde!

*

Sie sind nun selbst erwachsen, der Vater ein älterer Herr.

Der Sohn Hermann hatte sich verheiratet. Die Tochter, die kleine, hübsche Philine, ist Braut. Und die Mutter — die Nockler!

„Ach!"

Das Mädchen seufzt oft. Ihr Bräutigam, ein stolzer, sittenstrenger Mann, kennt die Verhältnisse. Hermann und er sind Freunde. Sie reden manch ernstes Wort miteinander, auch die kleine Philine darf mitreden.

Dann sprechen sie mit dem Alten. Ernst, fast düster, tritt sein Sohn vor ihn hin, fest entschlossen, über des Vaters vage Ehrbegriffe, über seine Starrsinnigkeit zu siegen.

„Vater, Du mußt heiraten! Du bist uns eine Mutter schuldig! Wenn mich mein Junge einst fragt: ‚Hast Du keine Mutter?' will ich nicht darauf antworten: ‚Ja, ich habe eine, sie heißt Philine Nockler!' Ich will nicht. Thue Deine Pflicht, Vater! Wenn auch nicht als Mann unserer Mutter gegenüber, so doch als Vater, der uns liebt. Wir bitten Dich darum!"

Der Alte tobt, rast, verzweifelt, nennt sie wahnsinnig! Er — die alte Nockler heiraten . . . die sich, so glaubte er, dem Branntweinsuff ergeben!

„Vater, Du sollst ja nicht glücklicher Ehemann werden, darum handelt es sich nicht. Wir wollen eine legitime Mutter, darum handelt es sich!"

Schließlich — nach heißem Kampfe — gibt der Vater nach.

„Aber an einem neutralen Orte soll's geschehen."

Hermann reist nach Wien, wo die „Nockler" lebt. Diese, einst so schön, sieht nun ein bißchen plebejisch aus. Die Nase rot angehaucht, das Gesicht gedunsen, aber gutmütig, das Ganze etwas watschelig.

Sie hatte sich schon längst in ihr Schicksal ergeben. Von ihrer kleinen Pension und dem monatlichen Zuschuß des Justizrates konnte sie recht gut leben. Es ist wahr, sie griff manchmal zur Schnapsflasche, aber nicht übermäßig, nur wenn sie, ohne eigentlich einen Grund zu haben, traurig war. Sie hat auch ihren kleinen Kaffeetratsch mit ehemaligen Kolleginnen und Leidensschwestern.

Die Kinder sieht sie alle Jahre einmal und freut sich an ihrem stattlichen Emporblühen, an ihrem Verstand und Wohlergehen.

An „ihn" denkt sie selten, meist nur, wenn sie die Postanweisung, von seiner Hand geschrieben, erhält. Den Kindern geht's gut. Das ist die Hauptsache!

Nun kommt plötzlich ihr Sohn Hermann, ganz

unvorhergesehen, zu einer Zeit, wo sie ihn gar nicht erwartet hatte. Sie staunt, und weiß sich vor Staunen nicht zu fassen, als er ihr den Entschluß des Vaters mitteilt. Sie begreift nicht; sie lacht. Was sie früher so heiß und vergebens ersehnte, die Ehe mit „ihm", macht sie nun lachen. Ist sie verrückt, oder sind es die anderen?

„Der Kinder wegen, nur der Kinder wegen!"

Jetzt begreift sie. Ja, ja, so muß es sein . . .

Sie läßt sich ein neues, schwarzseidenes Kleid machen, kauft sich ein gutsitzendes Korsett, nimmt etwas Poudre de riz mit „für die Nase", dann begibt sie sich zum Bahnhof, fährt nach Magdeburg, wo sie keinen Menschen kennt, steigt in dem ihr bezeichneten Hotel ab, und bekleidet sich mit dem Schwarzseidenen.

Bald darauf fährt ein Wagen vor, in dem ein älterer Herr sitzt, in schwarzem Frack und weißen Handschuhen.

Sie setzt sich zu „ihm" in den Wagen. Er sieht zum Fenster links hinaus. Er will sie nicht anschauen. Der Anblick müßte zu abstoßend sein.

Sie schielt auch nach links zu „ihm". Er scheint ihr sehr gealtert, aber würdevoll. Seine Hand liegt auf seinem rechten Knie, ganz nahe bei ihr. Soll sie sie fassen? Nein, das thut sie nicht.

Er räuspert sich ... Was wird er sagen?

„Hermann ist in Wien gewesen —"

Nach einer Pause sagt sie leise: „Ja, er hat mir alles mitgeteilt —"

Er fährt rasch dazwischen: „Es geschieht der Kinder wegen, nur der Kinder wegen."

„Ich verstehe!" ist die schüchterne Erwiderung.

Dann wird nichts mehr gesprochen.

Am Standesamt geben sie sich die Hände, die ihrige zittert leise, die seine nicht.

Und als sie der Standesbeamte auffordert, ihren jetzigen Namen zu unterschreiben, und sie mit „Frau von Ameling" anredet, wirft sie beinahe ein Glücksschwindel zu Boden ...

Dann fährt sie wieder zum Bahnhof, allein, wie sie gekommen — dann heim nach Wien.

In ihrer Junggesellenklause angekommen, die sie auch künftighin bewohnen wird, löst sich die Erstarrung, die sie seit dem Verlassen des Standesamtes ergriffen, und sie bricht in heißes, krampfhaftes Schluchzen aus.

Dann schleicht sie zur Schnapsflasche, thut einen tiefen Schluck, endlich beruhigt sie sich wieder — und alles ist wie früher ...

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

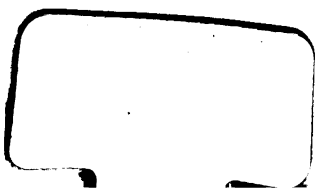
ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
RENEWALS AND RECHARGES MAY BE MADE 4 DAYS PRIOR TO DUE DATE.
LOAN PERIODS ARE 1-MONTH, 3-MONTHS, AND 1-YEAR.
RENEWALS: CALL (415) 642-3405

DUE AS STAMPED BELOW

AUTO DISC JUN 28 '90

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 1/83 BERKELEY, CA 94720

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C003335000

YC157861